
Ravensberger Blätter

Organ des
historischen Vereins
für die
Grafschaft
Ravensberg e.V.



Heft 1, 1981

1981

3
1-

240

Rav

1

Thema dieses Heftes:

Alt-Ravensberg und das Alltagsleben unserer Vorfahren in 2 alten Berichten:

- | | | |
|------|---|----------|
| 1786 | Pastor Johann Moritz Schwager/Jöllenebeck
Über den Ravensberger Bauern | Seite 5 |
| 1793 | Dr. Georg Wilhelm Consbruch/Bielefeld
Allgem. medizinische Topographie der Grafschaft Ravensberg | Seite 19 |

13

1981

Ravensberger Blätter

Organ des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg e.V.

Heft 1, 1981

Stadearchiv und
Landesgeschichtl.
Bibl. Bielefeld

1982/572

Zur Kulturgeschichte des Alltagslebens

Von Martin Asholt

In diesem Heft veröffentlichen wir zwei Beiträge aus den Jahren 1786 und 1793 zu der Frage: Wie lebten unsere Vorfahren vor der Industrialisierung?

Schwagers Schrift "Über den Ravensberger Bauer" und das Buch Consbruchs "Allgemeine medizinische Topographie der Grafschaft Ravensberg" (d.h. eine Beschreibung unter medizinischen und hygienischen Gesichtspunkten, bei denen aber andere wichtige Gesichtspunkte nicht zu kurz kommen) führen uns in eine ferne, uns fremd gewordene Zeit, über die wir zu wenig wissen. Oder wußten Sie zum Beispiel,

daß die Neusiedler von Friedrichsdorf um 1790 der preußischen Armee "Bothen", d.h. Lotsen, stellen mußten, damit deren Offiziere durch die Heide die "Landstraße" nach Lippstadt fanden, den Weg, der doch die preußische Militär- und Poststraße war, die von Berlin über Minden und Bielefeld in die westlichen Landesteile der Monarchie führte . . .

daß noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das aus Paderborn nach Ravensberg (Bielefeld) importierte Getreide von Eselskarawanen auf den Rücken dieser Tiere befördert werden mußte, weil die erbärmlichen Sennewege für beladenes Fuhrwerk ungeeignet waren . . ., daß diese Wege noch um 1850 "die Kommunikation in vielen Fällen gefährlich, mitunter unmöglich" machten . . .

daß noch 1827 der Hauptmann von Quernheim beim Umzug aus dem Kreise Herford nach Berlin mit seiner Kutsche trotz vier Pferden beim Verlassen seines Gutes so stekken blieb, daß der Wagen völlig auseinander genommen werden mußte und die Wagenteile einzeln samt den Koffern auf eine Anhöhe getragen werden mußten, von der er dann mit seiner Familie weiterfahren konnte . . ., daß es sogar oft vorkam, daß Wagen aus den schlechten Wegen ausgegraben werden mußten . . .

daß die Postkutschen (wie andere Wagen nur von Lederriemen gehalten) wegen ihrer schlechten Federung als "Marterkästen" bezeichnet wurden . . ., daß der Kammerpräsident von Vincke den ca. 35 km langen Weg von Münster nach Hamm zur Eröffnung des letzten Märkischen Landtags zu Fuß ging, um sich der Marter einer Wagenfahrt auf der schlechten "Straße" zu entziehen . . .

daß die Fahr- und Reitpost nach Bielefeld zu Schwagers Zeiten nur zweimal in der Woche (allerdings aus beiden Richtungen) kam, um Reisende und Briefe zu befördern, daß sie aber Sendungen nach Orten und Anwesen abseits der Poststraße gar nicht annehmen durfte . . .

daß es vor 200 Jahren Zeitungen in unserer Heimat gar nicht gab – abgesehen von amtlichen Anzeigenblättern, den sog. "Intelligenzblättern" für die, welche lesen konnten, z.B. die Wöchentlichen Mindenschen Anzeigen. Eine Zeitung erschien in unserem Raum erst ab 1798: der Westfälische Anzeiger in Dortmund, zweimal wöchentlich und in ganz geringer Auflage. In Bielefeld gab es keine Zeitung, sondern nur ab 1784 eine Dreimonats-Zeitschrift, das Westphälische Magazin Weddigen . . .

daß die Einzelausgaben unserer Klassiker nur geringen Absatz hatten, so Goethes Götz nur 20 Exemplare, Werther 262, Iphigenie 312, Egmont 377 usw. –, daß sich aber für Goethes gesammelte Werke immerhin 800 Subskribenten meldeten . . .

daß dies aber auch nicht verwunderlich war, da bei dem erbärmlichen Schulwesen jener Zeit (nach einer Schätzung) in unserer Heimat etwa die Hälfte der Bevölkerung nicht lesen und schreiben konnte.

Es stellen sich weitere Fragen – auch wenn sie von unseren beiden Autoren nur zum Teil beantwortet werden: Wie waren die hygienischen Verhältnisse in den Bauernhäusern (insbesondere im damals üblichen sog. Rauchhaus ohne Schornstein) und wie in den Dörfern und Städten? Wie stand es mit der Trinkwasserversorgung und wie (ein besonders trübes Kapitel) mit der Abfall- und Abwässerbeseitigung in den Städten (meist in die Stadtgräben geworfen, z.B. Schlachtereiabfälle, oder dahin abgeleitet)? Gab es damals Straßenbeleuchtung (in Bielefeld nicht) und Straßenpflasterung? Wie sah es in den städtischen Häusern aus? Wie wurden sie geheizt und wie beleuchtet (meist mit Tranlampen und Talglichtern, sogar mit Kienspänen – Wachskerzen waren Luxus)? Was aß man in Ravensberg? Obst und Wild kam nicht auf den Tisch. Welche Garten- und Feldfrüchte gab es überhaupt? Wie wurden die Speisen zubereitet (stundenlang gekochter Eintopf, manchmal auf Tage im voraus)? Wie wurde gegessen? Aß man, wenn möglich, nur mit Löffeln und sonst nur mit der Hand und mit dem Messer (jeder hatte ein eigenes in der Tasche) – aber ohne Gabeln? Welche Bekleidung trug der Landmann (außer der Tracht nur den schlichten Leinenkittel – diesen sogar der Präsident v. Vincke auf seinen Inspektionsreisen)? Mit welchen, zum Teil primitiven Geräten arbeiteten Bauern und Handwerker in jener maschinenlosen Zeit? Welchen Beschränkungen unterlagen das platte Land und die Dörfer zugunsten der städtischen Kaufleute und Handwerker? Wie einschneidend wirkte sich die Akzise mit ihren Kontrollen an den Stadttoren aus, wie suchte man diese Abgabe zu umgehen? Wie hoch war die landwirtschaftliche Produktion und die sonstige wirtschaftliche Produktion Ravensbergs zur Zeit der merkantilistischen Staatskontrolle? Welche Bedeutung und Rolle hatten die städtischen Kaufleute? Welchen Beschränkungen unterlag der Bauern- und der Bürgerstand? Wie funktionierte die Verwaltung, die auf dem menschenleeren Lande nur sehr wenig Beamte, Vögte und Untervögte einsetzte? Wie funktionierte die Justiz, die für den Adel und andere Eximierte besondere Organe, meist die Provinzialregierung hatte? Wie war die medizinische Versorgung der Bevölkerung? Welche Rolle spielte das Militär in deren täglichen Leben? Schließlich: Wie stand es mit der Religion? Mit Glauben und Aberglauben, den die rationalistischen Pastoren der Aufklärungszeit, z.B. Schwager, energisch bekämpften und der auch nach der Hinrichtung der letzten Hexe anno 1775 starke Wurzeln im Volke hatte?

Wenn wir eine Antwort auf diese vielen Fragen, d.h. im Grunde auf die **eine** Frage suchen, wie unsere Vorfahren, Menschen aus allen Schichten unseres Volkes (auch der "kleine Mann", der nichts Schriftliches hinterlassen hat) tag-täglich gelebt haben, wenn wir nach den Lebensbedingungen vor der Industrialisierung fragen, erfahren wir aus den großen Geschichtswerken, die sich der (hohen) Politik, der Militär-, der Wirtschafts-

der Kirchengeschichte usw. widmen, nur wenig; selbst in den Werken der Kulturgeschichte und der so "modernen" Sozialgeschichte zu wenig, namentlich auf so konkrete Einzelfragen, wie sie oben gestellt werden. Das liegt m.E. daran, daß unsere deutschen Historiker offenbar wenig Interesse an dem haben oder bis vor kurzem hatten, was man heute das "Alltagsleben" der Menschen nennt – im Gegensatz etwa zu den französischen Historikern, von denen sich eine große Zahl mit dem tag-täglichen Leben der Menschen, mit der "vie quotidienne" befassen. (Ich ziehe diesen Ausdruck vor, weil damit auch das Leben an Sonn- und Feiertagen erfaßt ist. Auch die Feste und die Geselligkeit sind charakteristisch für das Leben in einer bestimmten Zeit und in einem bestimmten Land). In dem Verlagsprospekt der Librairie Hachette finde ich über 120 Titel der vie quotidienne in allen möglichen (nicht nur europäischen) Ländern und in den verschiedensten Zeiten von berühmten Verfassern, darunter von vielen "Unsterblichen" der Academie Française und vom Institut de France, viele Titel, die auch Deutsche besonders interessieren dürften, etwa das tägliche Leben im Rheinland zur Römerzeit, in Wien zur Zeit Mozarts und Schuberts, an den Höfen des 18. Jahrhunderts, in Deutschland zur Zeit Wilhelms II. und vor allem für die Zeit vor der Industrialisierung das Buch der Professorin Genevieve Bianquis über die Vie quotidienne im Deutschland der Romantik von 1795 bis 1830. (Die Franzosen wissen offenbar über das tägliche Leben in Deutschland vor 1800 viel mehr als wir, jedenfalls interessieren sie sich mehr dafür: Bis in erstaunlich aufschlußreiche Einzelheiten hinein befaßt sich damit Henri Brunschwig in seinem Buch "Gesellschaft und Romantik in Preußen im 18. Jahrhundert", Ullstein, 1975). –

Das "Alltagsleben", die Lebensbedingungen im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland vor der Industrialisierung, selbst das geistige, gesellschaftliche und politische Leben jener Zeit sind leider noch nicht genügend erforscht. Wir wissen darüber zu wenig. Es ist bezeichnend, daß man vor einigen Jahren in Wolfenbüttel (Lessing-Akademie!) eine "Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts" gegründet hat (1975), bezeichnend auch, daß der Germanist Thomas P. Saine (wieder ein Franzose!) in der Zeitschrift für deutsche Philologie 1974, S. 522 ff., unter dem Thema: 'Was ist Aufklärung?' schreibt:

Vor allem fehlt es uns an Kenntnissen. Es gehört zu meiner Grundüberzeugung, daß die Zeit der Positivsten, der Stoffhuber, infolge der geisteswissenschaftlichen Reaktion viel zu früh zu Ende ging. In Archiven ließe sich manches wiederentdecken, wenn man sich entschließen könnte, entdeckungslustig nach Spuren des 18. Jahrhunderts zu fahnden . . . Wir wissen nicht genug über das 18. Jahrhundert und die Aufklärung. Weiter, wir werden solange nicht genug über diesen Zeitraum wissen, wir werden die Kulturströmungen der Aufklärung . . . solange nicht verstehen, bis wir bereit sind, tiefer zu graben und zu sichten, einige ästhetische Vorurteile beiseite zu lassen und uns (ergänze: in den Archiven) die Hände staubig zu machen."

Diesen Rat, unsere Archive systematisch zu durchsuchen, müssen wir gerade dann befolgen, wenn wir die so wenig beachteten Lebensverhältnisse vor der Industrialisierung erforschen wollen, und ebenso den mir gegebenen Rat Peter Lahnsteins, uns dabei auf Ravensberg und Westfalen zu beschränken – nicht nur wegen der notwendigen Begrenzung der sonst nicht zu bewältigenden Arbeit, sondern auch deshalb, weil die Lebensverhältnisse von Stand zu Stand verschieden waren. – In diesem Zusammenhang muß ich das Buch von Peter Lahnstein: Report einer 'guten alten Zeit', dtv Nr. 1290, empfehlen, weil er darin wichtige 'Zeugnisse und Berichte' von 1750 bis 1805 aus Ganz-Deutschland veröffentlicht hat, muß aber auch empfehlen Karl Biedermanns Bücher

über Deutschland im 18. Jahrhundert und Gustav Freytags "Bilder deutscher Vergangenheit" – beide einzigartig und unübertroffen in Deutschland, wenn sie leider auch nicht so weitgehend wie Lahnstein die Dokumente selbst sprechen lassen, auf die sie sich stützen.

Bei der Suche in den Archiven, dem Stadtarchiv in Bielefeld vor allem und in den Staatsarchiven in Münster und Detmold, ergab sich für unsere Zwecke eine nicht erwartete Fülle von Materialien, so daß ich über das Leben in jener Zeit eine Serie von 12 Vorträgen im Historischen Verein und vor anderen Gremien halten konnte. Leider fand ich weniger in alten Akten, die offenbar zum großen Teil "der Zeit zum Opfer gefallen" sind, als vor allem in alten Büchern und in den wenigen zeitgenössischen Zeitschriften und Zeitungen, die eine Geschichtsquelle ersten Ranges für das Alltagsleben sind. (Nicht zufällig sind die beiden Journalisten und Politiker Biedermann und Freytag am Alltagsleben so interessiert!) Dazu kommen Berichte aus späterer Zeit, meist Lebenserinnerungen von alten Männern und Frauen, die sich noch an jene Zeit erinnern und vor allem berichten, was damals alles anders war (und es uns so "erhalten" haben).

Schließlich müssen die Veröffentlichungen unseres historischen Vereins hervorgehoben werden, die vielen 'Zeugnisse und Berichte' über jene Zeit, die wir in den Jahresberichten finden (z.B. die Berichte des Bürgermeisters Consbruch aus der Zeit um 1800 über die Stadt Bielefeld, ihre Wirtschaft usw.) und in den Ravensberger Blättern, die seit über 80 Jahren immer wieder berichtet haben, was ihre Mitarbeiter über jene Zeit (und darüber hinaus) über unser Ländchen und seine westfälische Umgebung 'ausgegraben' hatten. Wir setzen also mit unseren Veröffentlichungen eine gute alte Tradition fort, und ich darf Leser, die aufgrund ihrer Arbeit oder aufgrund von Lesefrüchten, alten Dokumenten usw. über jene Zeit berichten können – oder über eine frühere oder spätere Zeit, z.B. über das 19. Jahrhundert – ausdrücklich und dringend darum bitten, damit nicht noch mehr an Wissen und Berichten verloren geht. Zuviel ist schon verloren gegangen.

Im neuen Heft unserer Blätter bieten wir unseren Lesern zwei hervorragende Leistungen zeitgenössischer Dokumentation an: Die Abhandlung des Jöllenbecker Pastors Schwager "Über den Ravensberger Bauer" (veröffentlicht im Westfälischen Magazin von 1786) und aus den medizinischen Ephemeriden des Bielefelder Arztes und bekannten medizinischen Autors Dr. Georg Wilhelm Consbruch von 1793 die "medizinische Topographie der Grafschaft Ravensberg" (deren Erwerb und Wiederentdeckung wir unserem Vorstandsmitglied, Herrn Werner Fischer, verdanken). Beide geben aus ihrer verschiedenen Sicht als Pfarrer und als Arzt, einander ergänzend, uns Einblicke in das Leben jener Zeit bis in kuriose Einzelheiten hinein, die wir sonst nirgendwo erhalten, vielleicht weil sie die Erfahrungen und das Interesse eines alten Pfarrers und den klaren Blick eines medizinischen Theoretikers und Praktikers voraussetzen. Beide schreiben einen herzerfrischenden Stil, sind niemals langweilig (für den, der sich überhaupt für jene Zeit interessiert), halten mit ihrer Kritik an Mißständen nicht zurück – und loben, was zu loben ist. Wir wissen ja, wo Licht ist, ist auch Schatten. Jedenfalls erhalten wir von beiden eine ungeschönte, lebensechte Schilderung jener Zeit in unserer engeren westfälischen Heimat, wie wir sie anderswo kaum finden.

(Wir bringen die Abhandlungen Schwagers und Consbruchs der historischen Treue willen ohne jede Änderung, selbst in unveränderter Schreibweise – die sich noch dazu bei beiden stark unterscheidet – auch wenn sie uns manchmal beim Lesen stocken läßt und zum Verweilen zwingt. Aber das Verweilen kann sogar der Lektüre zu gute kommen.)

Über den Ravensberger Bauer

Von Johann Moritz Schwager

Der Westphälische Bauer ist überhaupt in Absicht der Sitten vor dem Landmanne in andern Gegenden um vieles zurück, er besitzt zwar noch immer einen hinlänglichen Fond von altdeutscher Ehrlichkeit, aber es ist eine plumpe Ehrlichkeit mit vieler Unwissenheit begleitet, die abschreckt, und man hält es der Mühe nicht werth, das Gute unter dieser widerlichen Kruste aufzusuchen. Ein gewisses Patois in der Sprache und die Unreinlichkeit, die hin und wieder unter diesen Leuten größer ist, als selbst ihr Stand es nöthig macht, empfiehlt sie einem Fremden nicht sehr, und da sie einem jeden, der sie zum erstenmal sieht, unhöflich und ungewandt vorkommen müßen, so verdient es allerdings Entschuldigung, wenn man einen Westphälischen Bauren als ein Muster von Grobheit aufstellt. Er scheint ganz Phlegma zu seyn, und jeden, der nicht aus seinem Kirchspiel ist, langsam zu verstehen; er antwortet nicht gleich, und denkt erst über den Sinn der Frage ein Weilchen nach, und dann folgt endlich eine lakonische Antwort, die völlig die Physionomie einer Geringschätzung hat. Er glaubt schon höflich zu seyn, wenn er einen Vornehmern **Jy** (ihr) nennt, der etwas beßer Unterrichtete und Abgeschliffene sagt **Hei** (er) und der sich zum **Sey** (Sie) versteigt, muß Jahre lang mit Städtern, Gutsherren oder Advocaten und Richtern Verkehr gehabt haben. Und doch liegt unter dieser anscheinenden Indolenz und Grobheit Dienstfertigkeit und Gutherzigkeit verborgen, und gewis mehr, als bey andern abgeschliffenern und redseligern Classen, die geschwinde mit dem Munde, in der That aber langsam oder gar nicht dienen. All dies bey der ersten Bekanntschaft mit dem Westphälischen Bauern abschreckende befindet sich bey ihm mehr oder weniger, jenachdem die kirchliche oder politische Verfassung ist, in der er lebt. Unsere Nachbarn sind um ein Großes träger, unwißender und ungewandter, als der Bauer in den preußischen Provinzen.

In Absicht der Cultur geht der Ravensberger Bauer seinen protestantischen Nachbarn vor, und dies dankt er eines theils dem Militare, andern theils seiner Sucht zu proceßiren. Seine Söhne, oder seine Miethsleute sind entweder Soldaten, oder sind es gewesen, oder er hat doch Umgang mit Soldaten. Dadurch werden seine rauhen Ecken abgeschliffen, seine Länder- und Völkerkunde gewinnt, und seine Sprache bildet sich. Er hat nicht das schüchterne Wesen an sich, das bey seinen Nachbarn oft die Gestalt der Grobheit annimmt, und weil er entweder mehr gesehen, oder doch mehr gehört hat, als der Lippische oder Osnabrückische Bauer; so stellt er Vergleichen an, und wird für Lehren und Rathschläge empfänglicher. In so weit er einen danckbaren Boden baut, gewinnt er ihm ab, was er geben kann, sein Fleiß wird dadurch ermuntert, sein Wohlstand vergrößert, und man kan es ihm ansehen, daß er sich **fühlt**. Sein Blick verräth mehr Verstand, sein Haar ist beßer verschnitten und zurückgekämmt, seine Wäsche und Kleidung reinlicher, sein Gang und Wesen zuversichtlicher und seine Sprache ist mehr die Sprache des freyen Mannes, der sich selbst angehört, und den seine Abgaben nicht drücken. Und das ist wirklich der Fall in der Grafschaft Ravensberg, die Abgaben sind seinem Erwerbe, wenn er fleißig ist, auf das billigste angemessen; sie sind so groß, daß er arbeiten und raffiniren muß, wenn er für sich etwas erübrigen will, aber auch so billig, daß er etwas erübrigen **kann**, wenn er nicht faul und ein schlechter Haushälter seyn will. Er ist entweder dem Könige, oder einem Gutsherrn leibeigen. Die Königlichen Eigenbehörigen kennen gar keine extraordinäre Abgaben, keine Auffahrt (**Laudemium**) oder Sterbfälle, sondern bezahlen dafür jährlich ein Billiges, das dem Ganzen angemessen ist,

und das zu den Domänengeldern geschlagen worden. Es muß schon ein großer Bauer oder Meyer seyn, der jährlich 10 Thaler für solche Gefälle giebt, und hat er 200 Thaler belegt; so ist er geboren.

Andere Gutsherren haben Bedenken getragen, nach diesem Leisten Schuh zu machen, und ich glaube es gern, daß sie, wenn ihr Privatinteresse den Ausschlag geben soll, Recht haben. So viel ist aber gewiß, daß der Unterthan jedesmal fleißiger ist, wenn er genau weis, was er jährlich zu bezahlen hat, als wenn er für ungewisse Fälle zum voraus arbeiten soll, die nahe, aber auch noch entfernt seyn können, und die Trägheit denkt sich immer lieber den letzten Fall. Aber auch selbst die Gutsherren dürfen bey solchen Gelegenheiten die Saiten nicht zu hoch spannen, und den Unterthan nicht drücken, der sonst Schutz bey seinem Könige sucht, und gewis weis, daß er ihm nicht entstehen (entgehen) wird.

Wenn das Leibeigenthum nirgend schlimmer wäre, als bey uns unter der Oberaufsicht eines so väterlich denkenden Königs; so lohnt es sich der Mühe nicht, so sehr dawider Lärm zu machen, und Wallachenauftritte hat bey uns niemand zu befürchten. Unser Bauer ist dem Namen nach ein Leibeigner, in der That aber in einem hohen Grade frey; er hat über keinen Druck zu klagen, den er nicht selbst verschuldet hat, und bey ihm sucht man vergeblich den niedergeschlagenen Blick, der unter andern Regierungen den Leibeigenen stempelt. Etwas sauerteig bleibt freylich noch zurück, der ausgefegt zu werden verdiente, aber auch der wird durch die billige Denkungsart der Gutsherren theils schon jetzt unschädlich gemacht, theils sich mit der Zeit verliehren, da **Schonung** des Unterthanen ein Grundsatz unserer Regierung ist, der schon zu tiefe Wurzel geschlagen hat, als daß man befürchten dürfte, ihm wieder vernachlässigt zu sehen.

An Fleiß läßt sich der Ravensberger Bauer nicht übertreffen, wenn er seine Arbeit belohnt sieht. Er kennt seinen Acker durch und durch, weis es meisterlich, ihn so hoch zu nutzen, als er genutzt werden kann, und verbeßert ihn mit einer bewundernswürdigen Unverdroßenheit. Kein Fußtritt liegt ungenutzt, keine Furche wird ungleich umgestürzt, und nirgend kann der Acker sorgfältiger und zweckmäßiger bearbeitet werden, als hier. Der Bauer raffinirt auf Vermehrung des Düngers, keine Mergelgrube ist ihm zu entfernt, und wo er irgend einen kleinen Teich anlegen kann, um Schlamm Erde zu gewinnen, so thut ers. Freylich bleiben hier noch immer Unvollkommenheiten, und seine Mistgruben gehören mit darunter, die unter freyen Himmel liegen, und von der Luft und dem Regen ausgewittert werden. Er ist noch nicht so weit, als er sollte, er kennt entweder die Vorschläge, den Mist in seiner vollen Kraft zu erhalten, noch nicht, oder er ist mistrauisch dawider. Aber was er einmal weis und angenommen hat, darüber hält er auch unverdrossen, und so bald ist sein Mist nicht aus den Ställen geworfen, und in der Grube auseinander gelegt; so überfährt er ihn auch schon mit wilder Erde, die theils das Ausdünsten der Salze verhindert, theils selbst mit von ihnen geschwängert wird, und die Maße des guten Düngers vermehrt.

Ueberhaupt hält's schwer, den Bauer für neue Entdeckungen, Kunstgriffe, und ökonomische Vortheile einzunehmen, und so gantz Unrecht hat er denn doch in gewissen Fällen auch nicht. Ein Mann, der seinen gewissen Erwerb einmal so genau berechnet hat, und berechnen muß, als der Ravensberger Bauer, hat keine Zeit und auch keinen Acker für ungewisse Versuche übrig, und schlägt ein einziger fehl; so läßt ers alle andere entgelten. So ist z.E. der Ravensberger Bauer noch immer wider die Stallfütterung eingenommen, und bekümmert sich um keine neue Futterkräuter. Er hat es einmal ausgerechnet, daß er durch seinen Fleiß hinreichenden Dünger machen kann, wenn er sein Vieh auch weiden läßt, und ist mit beßeren Racen von Kühen, und beßeren Nutzung

seines Viehstandes noch nicht bekannt genug. Indeßen ist er doch auch nicht so halsstarrig, gelungene und unter seinen Augen oft gelungene Versuche zu verwerfen, und da die Kuppelweiden nach und nach aufgehoben werden; so muß man hoffen, daß veränderte Umstände ihn auch hier folgsamer machen werden. Wenns ihm nur mehr vorgemacht würde, daß er sähe, denn sehen will er, wenn er folgen soll. Ich habe z. E. jetzt in meiner kleinen Oekonomie den Versuch mit der Lüzerne gemacht, und denke den Bau derselben nach und nach weiter zu treiben. Kann ich nun meine Kirchkinder augenscheinlich von dem Vorzuge der Lüzerne vor dem Spanischen Klee überzeugen; so ist mirs um das Nachfolgen gar nicht bange.

So weit unsre Bauern im Ackerbau vorwärts sind, so weit sind sie zum Theil im Gartenbau noch zurück. Ihre Küchenkräuter sind brauner Kohl, hin und wieder etwas weisser, große Bohnen, Erbsen, Vitesbohnen, gelbe und weiße Rüben und vorzüglich Cartoffeln. Mohrrüben werden fast nur allein fürs Vieh gezogen, weisse Rüben werden fast nur allein fürs Vieh gezogen, weisse Rüben werden auch wenig gegessen, Cartoffeln aber desto mehr, und fast täglich. Ist der Bauer auch weißen Kohl, Rüben, Möhren, und was er sonst hat, so isßt ers doch mit Cartoffeln vermengt. Diese Küchengewächse zu ziehen, fordert wenig Mühe und Genauigkeit, und der Bauer bearbeitet deswegen seinen Garten eben sowohl mit dem Pfluge, als das Feld. Obst wird wenig gezogen, und zwar aus dem Grunde, weil mans nicht so gut zu nutzen weis, als anderwärts, und besonders, weil es – nicht gestohlen, sondern öffentlich, vor des Besitzers Augen, von Kindern weggenommen wird. Der Miethsman des Bauren, und jeder, der selbst kein Obst hat, sieht alles, was der liebe Gott ohne jährliches Säen und Pflanzen wachsen läßt, als ein gemeinschaftliches Gut an, nach dem jeder, wer nur will, seine Hand ausstrecken darf, und derjenige Bauer, der dem lüstern, jungen Völkchen seine Aepfel, Birnen oder Kirschen vorenthalten wollte, würde für den größten Filz ausgescholten werden. Weil der Bauer nun gewöhnlich mehrere Nebenhäuser oder Kotten auf seinem Hofe hat, und alle fast doppelt bewohnt sind; so werden jährlich neue Feinde der Obstbäume angezogen, und um sich den Verdruß zu erspahren, pflanzt er lieber gar keine. Einen Fremden muß es daher sehr wundern, den Hofraum um ein hiesiges Baurenhaus, der anderwärts als Obstgarten sehr vortheilhaft genutzt wird, mit Büchen und Eichen bepflanzt zu sehen.

Natürliche Wiesen weis der Ravensberger Bauer so gut anzulegen, zu warten und zu nutzen, als irgend einer. Da, wo die Kuppelweide getheilt ist, hat man aus den unebensten, höckerichsten und löcherichsten Flecken Wiesen entstehen gesehen, die jeden andern, der unsern Fleiß nicht hat, würden abgeschreckt haben. Sie werden sodann mit Heusamen und wilden Klee besät, weiter erstreckt sich aber auch die Kunst nicht.

Der Flachs- und Hanfbau ist, wenn fürs Brodt gesorgt ist, der Hauptnahrungszweig unsrer Grafschaft. In den fettesten Gegenden säet der Bauer Windauer Leinsamen, der den feinsten Flachs giebt, der, nach gehöriger Präparatur, zu Brabänder Spitzen verbraucht werden könnte. Er wird aber nicht allerdings so fein verarbeitet, sondern nur zum Einschlage in das feinste, Bielefelder Linnen, und diese Bearbeitung überlassen wir nebst dem dazu nöthigen Flachse den Einwohnern der Grafschaften Rittberg und Rheda. Der diesen Nachbarn zu verkaufende Flachs wird bloß gebrochen, und dann 10 bis 12 Pfund für einen Thaler verkauft. Die Tonne Windauer Leinsamen, die zwischen 12 und 18 Thaler kostet, rendirt oft 3 bis 400 pro Cent; denn ich weis Beyspiele, daß ein Bauer von einer Tonne für 80 Thaler Flachs gewonnen und verkauft hat. Schlechtere Flachsarten werden zu Moltgarn versponnen, und aus dem Hanfe wird das bekannte Löwentlinnen, aber auch recht feines Hauslinnen gemacht.

So bald die Feldarbeiten im Herbste geendigt und die Gartenfrüchte eingeerntet sind, zieht der Bauer mit Weib und Kindern, Knechten und Mägden in die Spinnstube. Jedes hat seine angewiesene Hausarbeit und dabey seine Anzahl Stücke Garn wöchentlich zu spinnen, und der Anblick eines Hausvaters, der in einem großen, prächtigen Hause wohnt, und Pferde auf dem Stalle hat, womit ein Fürste fahren könnte, mitten unter allen Hausgenossen spinnend, ist mir allemal rührend, und ich betrachte den noch unausgearteten (d.h. nicht aus der Art geschlagenen), auch im Kleinen fleißigen und ordentlichen Mann mit Ehrfurcht. Der Bauer wohnt in der Grafschaft Ravensberg, vergleichungsweise, sehr gut, und, wenn er irgend ein großes Gut hat, in einem Hause, das 100 bis 120 Fuß lang und 50 bis 52 Fuß breit ist. 20 Fuß ohngefähr von der obern Breite des Hauses nimmt die Wohnstube, Schlafkammer und etwa noch eine Kammer ein; wieder so viel die Küche, wo der Heerd in der Mitten, und auf beyden Seiten Thüren sind. Die übrige Länge des Hauses ist, die Mitte zur Dreschdiele, und die Seiten zu Pferde- und Kuhställen und zu Schlafkammern für Knechte und Mägde bestimmt. In der Wohnstube ist ein Fenster angebracht, wo der ganze Dielenraum übersehen werden kann, und hier sitzen der Hausvater und die Hausmutter mit ihren Spinnrädern, und übersehen die spinnende Hausgenossen sowohl, als auch Küche und Diele. Die Kötter, die zu Hause Holtz und Licht spahren wollen, vermehren die häusliche Gesellschaft, und so sieht man oft eine Anzahl von 20 Spinnern in einer Stube, denen ihre Arbeit durch wechselseitige Vertraulichkeit, Scherz und Lachen zum angenehmsten Zeitvertreibe wird. Man söhnt sich mit den Plackereyen dieser Erde wieder aus, wenn man eine solche Anzahl hertzlich vergnügter Menschen sieht, und wie oft wünschte ich mit unsern Vater **Friederich** in so eine Stube; es müßte seinem Herzen wohl thun!]

Das Verhältniß, worinn ein Kötter oder Miethsman mit seinem Bauren steht, ist im Grunde weit größere Slavery, als das Leibeigenthum des Bauren selbst. Der Kötter erhält gegen eine billige Miethe von seinem Bauer, den er und das Gesinde seinen **Wirrh** nennt, eine nothdürftige Wohnung und so viel Land, daß er so eben seine nothwendige Küchengewächse ziehen und des Sommers eine Kuh davon erhalten kann. In der Erndte kauft er so viel Rocken in Garben, als er glaubt, daß er Stroh für seine Kuh bedarf, und dies nicht wohlfeiler, als es jeder andere Mensch kauft. Dafür ist der Kötter gewissermaßen der Leibeigene des Bauern, auf dieses Winck muß er mit Weib und Kind zur Arbeit kommen, die zwar bezahlt wird, aber der arme Miethsman muß oft zu Hause weit mehr versäumen, als ihm sein Tagelohn werth ist. Alles, was ihm seine Slavery versüßen kann, ist die Vertraulichkeit, womit er den Bauer und der Bauer ihn behandelt, und der Credit, den ihm der Bauer giebt. Außer dem Dreschen braucht indeßen der Bauer des Winters den Kötter nicht, wenn es nicht etwa ein Holtzbauer ist, der auch im Winter im Walde arbeitet. Des Winters spinnt also der Kötter mit den Seinigen, um die gemachten Schulden abzutragen, seinen Flachs hat er selbst gezogen, denn der Bauer leiht ihm dazu, gegen bestimmte Miethe, auf einen Sommer das Land, und bearbeitet es ihm. Geräth nun dem Kötter das Flachs, bleibt er mit Kranckheiten verschont, und sind seine Kinder 5 bis 6 Jahre alt, daß sie ihm spinnen helfen können; so kann er leben und selbst etwas erübrigen; stirbt ihm aber seine Kuh, sein größter Reichthum, oder ist sein Weib zu fruchtbar, und liegt eins der Seinigen einige Zeit krank; so ist er ruinirt, und kan sich schwerlich wieder erhohlen. Gewöhnlich ist aber seine Armuth selbst verschuldet. Das junge Gesindel plumpt zu früh in den Ehestand hinein, Knaben von 18 Jahren heyrathen Mädchen von 16, 17 Jahren, statt Vorrath gesammelt zu haben, machen sie Schulden, eine solche Ehe giebt viele Kinder, und das geringste Unglück setzt nachher diese Eheleute so sehr zurück, daß an kein Erhohlen mehr zu denken ist. An dieser wirklich größeren Armuth, als man denken sollte, ist nichts Schuld, als eine

ingerissene Sittenlosigkeit, die seit der Existenz des Edict wider den Kindermord, das der menschenfreundliche Absicht des Gesetzgebers leider nicht entspricht, eher zu- als abgenommen hat. Durch die einmal eingewurzelte Vertraulichkeit beyder Geschlechter, und die schamlose Unbefangenheit, womit selbst ehrbar scheinende Leute von Dingen reden, die kein Ohr des Jünglings und der Jungfrau hören sollte, werden unter dem hiesigen Landvolke gewisse Triebe zu früh entwickelt und in Gährung gebracht, und da der Jüngling von Seiten des Mädchens eher ermuntert, als abgeschreckt wird; so wird der Geschlechtstrieb befriedigt, ohne daß an die Folgen gedacht würde.

Die Tochter des Bauern setzt zu viel aufs Spiel, wenn sie ihrer Neigung folgen wollte, ihr größter Ehrgeitz besteht darinn, auf einen guten Hof als Baurin zu kommen, und das macht sie noch ehrbar. Die Tochter des Kötters hingegen kennt kein größeres Glück, als das, einen Mann zu haben, und unter dieser Classe von Menschen ist das männliche Geschlecht das spröde, und das weibliche geht auf die Freyte. Unsere Köttersöhne sind zu arm, eine Geschwächte mit Gelde abzufinden, aus Mangel nehmen sie sie, und wie eine solche Ehe ausfallen müße, läßt sich leicht errathen, ohne Oedipus zu seyn. Und dies eben ist es, warum sich das gemeine Mädchen so gern preis giebt, und so gern verführt. Es versteht die Kunst zu koketiren in seiner Art vollkommen so gut, als die Dame, entblöbt eben so unverschämt den Busen, und gewisse andere Reitze so halb und halb, weil es mehr hilft, als ganz. Bleibt der Jüngling noch spröde; so hilft es seinen Sinnen durch Brandtwein nach, und erscheint der Jüngling nicht auf seine Einladung in seinem Bette, so besucht es ihn in dem seinigen. Dies ist gewöhnlich der ganze Roman, von hinten gespielt; der bald darauf folgende Ehestand und der ihn begleitende Mangel löscht jeden Funcken von Zärtlichkeit, wenn er noch da ist, aus, das Wochenbett verursacht die ersten drückenden Ausgaben in der Ehe, wechselseitige Achtung war nie da, und so wird eine solche Ehe eine Ehe der Wilden, die bloß Nothwendigkeit und thierische Triebe noch zusammen halten.

Ist der Stuprator Soldat; so fällt die Nothwendigkeit, die Geschwächte zu nehmen, oder Alimentationskosten zu stehen, weg, und da wird die Geschwächte entweder eine Hure, deren Kind bald ein Raub des Mangels wird, oder sie versteht Künste, ihre Schande nicht sichtbar werden zu lassen, die auf dem Lande vielleicht weiter gehen, als sich kein Arzt träumen läßt, und immer Kindermord bleiben. Die Ursachen dieser so früh und so starck sich entwickelnden Triebe sind in der Nähe. Der Kötter schläft mit seinen Kindern nicht blos in einer und eben derselben kleinen Kammer, sondern selbst in einem Bette, auch dann noch, wenn sie schon mannbar werden und sind. Sie sind Zeugen ehelicher Vertraulichkeiten, die nicht geheim genug gehalten werden können, und Zuhörer von Gesprächen, die erhitzen müßen. Die natürliche Folge ist Speculation, den erwachten Tyrannen zu befriedigen, und fehlts an Gelegenheit dies durch natürliche Mittel zu thun; so werden stumme Sünden erfunden, denn die Noth ist erfinderisch. Vermiethen sich Kötterkinder bey dem Bauer, so kommen sie mit mehrern losen Gesinde zusammen, eßen beßer und substantiöser, als zu Hause, und dieses beßere Nahrungsmittel zu unreinen Gesprächen bey einem von Grundsätzen leeren Hertzen muß allen durch den Schul- und Religionsunterricht noch hineingesäeten Saamen vollends ersticken. Ungesehen hab ich oft Unterredungen zwischen jungen Leuten zugehört, die auf Taiti oder Kamschatka nicht garstiger seyn können, und die Unverschämtheit geiler Landmädchen mag von Bordelhuren noch übertroffen werden.

Es ist ein Kunstgrif in der bäurischen Erziehung, dem heranwachsenden Mädchen den Ehrgeitz als eine Riegel wider die Lüste beyzubringen. Die Tochter des Bauern ist vertraut mit dem Gesinde, und behandelt es als seines gleichen. Und doch bleiben sie sich

beyerseits des Abstandes bewußt, den sie sich wirklich größer denken, als er ist. Ist auch der Knecht ein leichtfertiger Geselle, so wagt er sich doch nicht an die Tochter des Hauses, weil er weis, daß sie nie die seinige werden darf noch will, brächte er sie auch zu Falle. Dagegen kann er im letzten Falle auf den Haß der Familie und aller Bauern rechnen, und seine Aussichten, bey einem guten Bauern Kötter zu werden, sind hin. Ist die Bauertochter nicht Anerbin; so darf sie, trotz aller Sittenlosigkeit, nicht erwarten, ihrem Wunsche und Stande gemäß gesucht zu werden, wenn ihre Ehre nur einigermåßen befleckt ist; denn die Mannspersonen sind nicht allein spröde, sondern auch delikate. Dies hält sehr zurücke, und ist ein Beweis, daß moralische Motiven viel vermögen, wenn der Volksgeist sie begünstigt. Hat jedoch ein verunglücktes Köttermädchen zufälliger Weise etwas im Vermögen, oder ist die deflorirte Bauertochter Anerbin des Colonats; so wirds so genau nicht genommen.

Es giebt indessen auch unter dem gemeinsten Haufen noch Ehrbarkeit, und ein ehrbares Köttermädchen, da 8 bis 10 Jahre gedient hat, hat sich, wenns sparsam ist, schon hübsch was erworben, ist zu den Jahren der Ueberlegung gekommen, versteht Arbeit, und giebt seine Hand nur an einen Knecht, (so nennt man unverheiratete Mannspersonen) der selbst ehrbar und fleißig ist, und sich einen kleinen Vorrath gesammelt hat. Solche Ehen fallen gewöhnlich glücklich aus; und solche Kötter verarmen höchst selten, wenigstens nicht durch ihre Schuld.

Auch kleine Eigenbesitzer, Brincklieger und CoBäthen, besonders in den Dörfern, haben einen oder zwey Kotten auf ihrem kleinen Hofraume, auch solche, die so wenig Länderey besitzen, daß sie ihren Miethsleuten keinen Fußbreit untergeben können. Dies ist besonders der Fall, wo der Edelmann, Prediger oder ein nahe wohnender, großer Bauer an solche Leute Land vermietthen kann und will, und solche Kötter sind noch die glücklichsten. Ihr Wirth bedarf ihrer Hülfe selten, sie sind also Herr ihrer Zeit, und wenn das Garn irgend im guten Preise steht, so können sie sehr gut bestehen. Der Mann, wenn er kein Leinweber ist, ist gewöhnlich ein Tagelöhner, hat die größte Zeit des Jahres durch beständige Arbeit und seinen guten Tisch, und verdient sich die Woche seinen halben Thaler. Die Frau verrichtet die häuslichen Geschäfte, schafft Futter für ihre Kuh, oder, in deren Ermangelung, für ihre 2 bis 3 Ziegen, und behält doch noch Zeit übrig 1 bis 1 1/2 Stück Garn zu spinnen. Hat sie ein kleines Kind, das sie zu Hause keinem größern anvertrauen kann, so nimmt sie es mit aufs Feld oder in den Garten, wenn sie für ihr Vieh Futter hohlt, legt es so lange auf Gottes Erdboden, und wenn sie fertig ist; so packt sie beyde Bürden auf, und kommt schwer beladen wieder nach Hause. Zu Hause wacht sie darüber, daß die größern Kinder ihr genanntes Garn spinnen, und ist das kleinste noch jung, so liegt es neben ihrem Spinnrade in der Wiege, wirds ungeduldig, so nimmt sie es aufs Knie, reicht ihm die Brust und spinnt immer fort dabey, und ist es im Begriffe, gehen zu lernen, so überläßt sie es ihm selber, und es muß so lange auf allen vieren kriechen, bis es sich selbst aufrichten und allein gehen kann. Auf Zubereitung der Speisen darf die Kötterfrau nur wenig Zeit verwenden. Des Morgens trinckt sie mit ihren Kindern etwas, das wie Caffee aussieht, es aber nicht ist, es Zichorien und Roggen sind die Hauptingredienzien, und es heißt schon wohl leben, wenn einige wirkliche Caffeebohnen hinzu kommen, um die Ehre des Namens zu retten. Zucker kommt nicht hinzu, kaum an den vier großen Festen, und baarer Pompernickel, ohne Butter wird dabey gegessen. Es ist schon ein Beweis einer wohlversehnen Haushaltung, wenn des Mittags Gemüse gespeist wird, und damit die Zubereitung nicht unnöthige Zeit wegnehme; so macht man sie des Sonntag, wo für die ganze Woche gekocht wird, und die Hausmutter darf nur des Mittags die Portion aufs Feuer oder den Ofen setzen, wenns Winter ist, und sie aufwär-

men; so ist die Mahlzeit bereitet. Im Sommer ist das tägliche Gericht saure Milch, und es giebt Kötterweiber, die von einer kleinen Kuh ihre ganze Haushaltung stehen, und doch jährlich noch für 8 bis 10 Rthlr. Butter verkaufen. Des Abends wird wieder mit so genanntem Caffee und Brodt zur Nacht gespeist. Bey noch Aermern geschieht dies auch des Mittags und haben sie keine Milch: so wird die schwartze Jauche ohne Milch genossen. Nahrhaftes hat sie nichts, wenn die Milch fehlt, der Pompernickel muß also das beste thun, und er macht wirklich kernhafte, gesunde und starcke Leute. In einer nahe bey mir wohnenden Familie hab ich diese Lebensart lange Jahre beobachtet, wo der fleißige Vater doch noch immer für hinreichendes Brodt sorgte, bis es ihm in den theuren Jahren 1771 und 1772 nicht weiter möglich war. Ein einziger Knabe lebte mit seine Aeltern meist von Cartoffeln, sein Frühstück vor der Schule waren 3 Cartoffeln in heißer Asche gebraten, und dabey sah er so munter aus, als nur immer Kinder thun, die keinen Mangel kennen. Bey dieser Frugalität wuchs er bald zu der Größe eines Musketiers heran, mißt jetzt 11 Zoll, steht unter der Garde in Potsdam, und ist ein bildschöner Kerl geworden. Wohlhabendere Kötter eßen zum Frühstücke frischgekochte Grütze von Haber- oder Buchwaitzen, oder einen dünnen Brey von Waitzenmehl; des Mittags Gemüse oder Milch und des Abends wie des Morgens. Sie schlachten jährlich ein fettes Schwein, zu dessen Fette sie ihr Gemüse kochen, und des Sonntags ist gewöhnlich Fleischtag. Bey ganz Armen ist an kein Einschlachten zu gedenken, und von diesen wird die Mittelklasse schon beneidet, die bisweilen eine ihrer Ziegen schlachtet, und sich Fett zum Gemüse davon aufhebt. Einige machen selbst Würste von dem kleinern Abfalle der Ziege, die größern Stücke werden geräuchert, und die Haut läßt sich der Hausvater zu Beinkleidern für sich und seinen Sohn gerben. Die Ziegen werden sehr geliebt, eine dürrftige Haushaltung bringt es denn doch dahin, wenn sie es sich einen Ernst seyn läßt, eine anzuschaffen, zieht von ihr ein Lamm auf und dann wieder eins, bis sie zu dem Reichthume von 3 bis 4 Ziegen gelangt. Nun ist sie geborgen, drey wohl gepflegte Ziegen sind ihr so gut, als eine Kuh, sie hat fast beständig Milch, und macht selber Butter davon zu eigenem Gebrauche und Wohleben, und mit ihren Ziegen gemeinschaftlich so viel Dünger, als ihr Garten nur immer verlangen kan. Stroh zum streuen kann sie sich freilich nicht kaufen, sie sucht also Laub im Walde, und sorgt oft zärtlicher für ein gutes Lager für diese Geschöpfe, als für ihre Kinder. Noch glücklicher ist die Kuh eines Kötters, sie wird mit Zärtlichkeit behandelt, sorgfältig gepflegt, und ist sie einigermaßen gut zur Milch; so wird von ihr mit einem Enthusiasmus gesprochen, deßen sich weder Frau noch Kinder zu erfreuen haben. Zu diesem Reichthume kommt gewöhnlich noch ein Huhn, das mit der Familie den Tag über ganz vertraulich in der Stube lebt, die Brodtkrumen aufsucht, und zur Danckbarkeit fleißig Eyer legt. Daß Leute, die so wenige Bedürfnisse kennen, und es gewöhnlich dahin bringen, ihre angelegentlichsten Wünsche zu befriedigen, glücklich sind, darf ich wol nicht erst sagen; es ist Wonne für mich, wenn ich Zeuge so hertzlicher Zufriedenheit seyn kann, und ich bin ihrer Liebe gewiß, wenn sie meine unverstellte Theilnehmung sehen.

So frugal und zufrieden lebt freylich der eigentliche Colonus oder Bauer nicht, und es kostet ihm oft weit mehr Mühe, fertig zu werden, als dem Kötter. Der Luxus hat sich auch beym Bauern eingeschlichen, er will nicht nothdürftig, sondern gut leben, keine Caffee-ähnliche Jauche, sondern guten, starcken Caffee mit vielen Zucker trincken, und viel Fleisch essen. Sein erstes ist des Morgens dieser Caffee, um 8 Uhr ißt er mit seinen Hausgenossen das **Imbt** oder Frühstück; um 10 Uhr nimt er seinen Anbiß Fleisch oder Wurst, oder gebackene Eyer, und dazu seinen Brandtwein. Um 12 Uhr speist er wieder mit seinen Hausgenossen gemeinschaftlich, außer daß er, wenn das Gesinde, das nur dreymal in der Woche Fleisch bekommt, Fasttag hat, ein Stück Fleisch vorab hat. Gegen

4 Uhr hält er seine Vespercollation mit oder ohne Caffee, doch mit Fleisch und gebeuteltem Brodte, denn der Pompernickel ist ihm zu gemein, und das Abends ißt er mit dem Hausgenossen wieder gemeinschaftlich. Sein täglicher Kittel hat sich seit 12 bis 15 Jahren verlohren, und ist gegen ein Tuchcammisol vertauscht worden. Seine Kinder bekleidet er mit Cattun oder Tsits, eine theure und nicht dauerhafte Tragt an sich selbst, die es dem Bauren noch mehr wird, da er sich von hausirenden Juden übers Ohr hauen läßt. Auch seine Vorfahren trugen die Holzschuhe nicht aus Armuth oder Sparsamkeit, sondern aus Bequemlichkeit, die bey m kothigen Wetter und Spinnen, welches ohne Schuhwerck geschieht, wircklich gewähren, sie werden aber jetzt seltener, und der Bauer fängt hin und wieder an, sich ihrer zu schämen. Die Ueppigkeit in Kleidern treibt der Ravensberger Bauer wirklich sehr weit. Wenn er feyerlich angekleidet ist, so hat er über das Hemd ein sogenanntes Cammisölchen ohne Ermel (Rump) von Tsits, einen Knopf bey m andern, welches ganz bis unter den Hals zugeknöpft ist. Darüber kömmt noch ein dito von anders geblütem Tsits, oder Calmang, eben so knopfreich, das nicht ganz bis unters Kinn zugeknöpft wird, damit das erste gesehen werden könne. Ueber das zweyte kommt das dritte von dem nämlichen Stücke, wovon das Kleid ist, nemlich von feinem Tuche, das abermals weiter offen bleibt, um den beyden untern frische Luft zu schaffen. Hierauf folgt das eigentliche Cammisol mit Ermeln, das die Länge eines Rocks hat, und reichlich über die Knie reicht, wovon aber die Schöße vorn zusammen stoßen. Auch dies braucht wenig Knöpfe, damit die 3 Rümpe gesehen werden können, hat aber Knöpfe, den einen bey m andern, von oben bis unten. Der Rock endlich, in dessen Seitenfalten so viel Tuch hinein gepreßt wird, als nur da bleiben kann, ist von kurtzer Taille, die Aufschläge reichen bis an den Ellenbogen, und der Schneider preßt so viele Knöpfe hinein, als nur Raum haben, und doch wird keiner gebraucht, denn oben ist eine Hefte angebracht, um den Rock **vel quasi** zu zu machen. In den Hemdsärmeln und unter dem Kinne werden dicke, silberne Hemdeknöpfe getragen, und um den Hut ein breiter Sammtband mit einer großen silbernen Schnallen, und dergleichen werden auch auf den Schuhen getragen". – Dazu die einschränkende Bemerkung Consbruchs: "So ist, wie auch schon oben gesagt worden, der Putz der **wohlhabenden** Bauern beschaffen. Im Hause und bey der Arbeit aber, tragen sie gewöhnlich einen leinenen Kittel, und darunter 3 – 4 Kamisöler, leinene Beinkleider, Camaschen oder auch wohl Holzschuhe, vorzüglich im Hause, und dann unterscheiden sich Arme und Reiche, Vornehme und Geringe durch ihre Kleidung gar nicht." – "Viele Bauern tragen insgeheim Taschenuhren, denn noch wagen sie es nicht, das Uhrband zu zeigen. Im Hause sind schon kostbare Wanduhren in der Mode."

Die Weiber tragen durch den Tag tsitsene oder kattunene Cammisöler und Rümpe und rothe Röcke von Boye. Ihre Hemde haben keine Ermel, statt dessen wird ein Oberhemd von feinerem Leinewand getragen, das bis über die Hüfte reicht, und unterm Kinne mit einer großen silbern Schnalle, platt und rund, zugeheftet wird. Die tägliche Mützen sind bunt nebst einer tsitsenen Stirnbinde, (Bindchen) womit viele Pracht getrieben wird, und die durch den Schnitt vornehm oder demüthig wird. Eine spitze Schnäppe in der Mitte ist eitel und vornehm, schlechthin ist sitsam. Mit einem male entsteht die spitzige Schnäppe nicht, sie wächst nach und nach, und ein Mädchen, an dessen roten Stirnbande endlich die ganze Schnäppe zum Vorscheine kommt, geht schon rasch ins Zeug. Die Unverheiratheten tragen des Sonntags Mützen von feinem Cammertuche mit gleicher Stirnbinde, mit Spitzen besetzt. Von den Haaren bekömmt man nichts zu sehen, und diese Tragt ist sehr nonnenhaft. Mit Bernsteinen Korallen wird viele Pracht getrieben, und eine große Bauerfrau trägt wol für 30 Thaler, ohne das silberne Schloß daran. Sonntags wird entweder grünliche Serge oder ein schwarzes Tuchkleid getragen, nebst

einer seidenen Schürtzte. Schuhe trägt das Frauenzimmer auf dem Lande nur zur Noth, zum Staat aber platte Mannspantoffeln nach der Kirche, und wissen auch bey dem schlechten Wetter damit über Weg zu kommen. Die Mannspersonen sind oben mit Kleidern überladen, die Frauensleute unten, denn gewöhnlich ziehen sie 4 bis 6 dicke Röcke übereinander. Ihre Brust, an welcher das Mieder und Camisol sehr weit ausgeschnitten sind, wird dagegen bloß mit dem feinen, dünnen Oberhemde bedeckt. Verheirathete Weiber tragen zwar vorn auch eben den Kopfputz, wie die Mädchen, hinten aber sieht man die schwarze Sammtmütze, nach denen die Mädchen so lüstern sind. Auch tragen die Frauen noch sammtne Gürtel oder Leibbinden mit einer großen, silbern Schnalle, doch ist diese Mode nicht ganz gemein mehr.

Mannspersonen sowohl als Frauensleute trauern außerordentlich gern, die Weiber zeigen im Staate ihre Trauer durch ein schwarzes Florband hinten in den Korallen und durch breite Säume am Kopfputze an, und tragen dabey blaue Strümpfe und grüne Handschuhe, wie gewöhnlich. Die Mannspersonen trauern mit einem ihrer Unter-cammisölchen von violetten Kattun oder schwarz und weiß gestreiften Kammitotte, mit schwarzen Knöpfen. Im Hause trauert das schöne Geschlecht mit violetten Kattuncammisölchen und Miedern, die Mannspersonen mit einer schwarz- und weiß gestreiften Mütze.

Zum Luxus bey dem Ravensberger Bauern kann das Tobackrauchen mit gezählt werden. Dies geht außerordentlich weit, den ganzen Tag sieht man ihn mit der Pfeife im Munde, und lieber entbehrt er Essen und Trincken, als den Toback. Der Knabe gewöhnt ihn sich aus Ehrgeitz an, um erwachsen zu scheinen, und bald wird er ihn Bedürfniß. Knechte, die jährlich 10 Thaler verdienen und an Toback allein 5 bis 6 Thaler verschwenden, sind nicht selten, ohne den Luxus, den sie mit Meerschaumenen, mit Silber beschlagenen Pfeifenköpfen treiben. Diese Verschwendung ist zu arg, und drückt besonders diejenigen Bauerkerls, die Soldaten sind, wenn sie zu Felde ziehen und wenig oder nichts zuzusetzen haben. Manchen Kindern fehlt das Brodt, weil sich ihre Aeltern den Toback nicht wollen fehlen lassen; denn die Weiber schmauchen so gern als die Männer und treiben auch hin und wieder mit kostbaren Pfeifenköpfen Staat. Der Bauer, den diese Ausgabe nicht drückt, erlaubt seinen zarten Kindern männlichen Geschlechts den Toback schon, und der Fall ist gar nicht selten, wo das Bübchen der Mutter Brust aus dem Munde läßt, und die Tobackpfeife wieder hinein steckt. Diese Knaben unterscheiden sich nachgehends in der Schule vor allen übrigen durch Dummheit und Stupidität. Ich habe oft und laut wider dies Uebel geredet, man giebt mir Recht, und behält es bey.

Auch mit Pferden wird verschwendet. Der Ravensberger Bauer liebt schöne Pferde, wetteifert mit seinem Nachbarn, sucht Pferde von einer Farbe und Taille zu haben, und ein Liebhaber eines schönen Postzuges kann ihn bey uns in einem Stalle zusammen finden. Aus Ehrgeitz hält mancher Bauer auch mehr Pferde, als er bedarf, und manchen Baurenhof brachten die Pferde herunter. Jeder Bauer hat seinen Sattel, und reitet, wenn er will, sein bestes Pferd; der Knecht bey dem Wagen setzt sich aber nie auf ein Pferd, und trabt neben her durch den tiefsten Koth. Die Knechte wetteifern eben so, wie die Bauern, um die fettesten Pferde zu haben, und rechnen es für gar keine Sünde, zu dem Behuf ihren Wirth auf alle Weise für die Pferde zu bestehen.

Durch Einführung der Zugochsen könnte der Wohlstand der Ravensberger Bauern sehr vermehrt werden, es ist aber keine Hoffnung dazu da; der Stoltz erlaubt es nicht, und derjenige, der es versuchen wollte, bekommt zuverlässig keinen Knecht.

Auch die Wirthshäuser ruiniren manchen Hauswirth, der Bauer trinckt den Brandtwein aus Wohlgeschmack, und besucht die Schenke aus Geselligkeit und Neugierde, besonders wenn er draussen keine Geschäfte hat. Bloßer Brandtwein ist einigen bereits zu gemein, sie fangen an Wein zu trinken, weil er Vornehmer ist, wobey sich die Wirthe am besten stehen, die Schofel schenken, und sich ihn für gut bezahlen lassen.

Die dringendste Ausgabe des Ravensberger Bauern ist, wenn er ein Kind verheirathet. Er sucht seine Tochter auf ein gutes Erbe zu bringen, und, wo es möglich, lieber höher und über seinen Rang, als darunter. (Er hat seinen kleinen Adelsstoltz so gut wie der Junker.) Ein Anerbe mit einem guten Colonate läßt sich sehr bitten, ehe er einer der um ihn werbenden und freyenden Schönen den Vorzug giebt, und die Ursache des Vorzugs ist nicht Schönheit, nicht Tugend, sondern, weil sie in Absicht des Brautschatzes alle Mitbewerberinnen überbothen hat. Es heißt nicht: das und das Mädchen lieb ich, oder es liebt mich, mag mich leiden, sondern, es **hat sich mit so und so viel hierhin biethen lassen**. Nur in dem Falle wo zwey gleich viel gebothen haben, wird dem Geschmacke erlaubt, den Ausschlag zu geben, und den Bräutigam zu sagen: das **Auge will auch was haben**. Zärtliche, uneigennütze Liebe, die die Dichter auf dem Lande sungen, würden sie, wenn sie sich hin bemühten, eben so wenig bey uns finden, als die Sprache, die sie in ihren Operetten, Idyllen und Liedern dem Landvolke leihen. Es ist ein sehr gemeines Sprichwort: **Brautschatz um den Herd ist Geld werth**; allein man macht keinen weitem Gebrauch davon, außer allenfalls in dem Falle, wo zwey oder mehrere gleich gebothen haben. Bey diesem Anerbiethen wird von Seiten dessen, dem es geschehen ist, alle Vorsicht angewandt, nicht hintergangen zu werden. Er läßt sich nicht auf eine Frist und Termine ein, wann die Mitgabe erfolgen soll, sondern bedingt sich baare Bezahlung aus, ehe die Braut auf den Hof kömmt; nur des sogenannten Brautwagens wegen wird eine gewisse Zeit gegeben. Gewöhnlich sind die beyderseitigen Eltern die Unterhändler, oder die accordirende Personen, und so bald der Kauf richtig ist, sieht der Bräutigam seine Braut als seine Frau an, besucht sie, und geht erst des andern Morgens wieder nach Hause. Dies Anticipiren macht manches Mädchen unglücklich, denn es giebt Fälle, wo sich die Heirath wieder zerschlägt, oder der Bräutigam vor der Hochzeit stirbt, und dann hat die Braut von seinem Nachlaße nichts aufzuweisen, als – ein Kind, und ist keine Waare mehr in Kaufmanns Hand. Ist der Bräutigam ein Wittwer, so zieht die Braut gleich nach geschlossenem Handel zu ihm, weil er einer Haushälterinn bedarf, und da das Verlöbniß gewöhnlich ohne alle gesetzliche Formalitäten geschlossen worden; so schickt er sie bisweilen nach einigen Wochen wieder heim. Ich kenne ein übrigens braves Mädchen, das zweymal Braut war. Der erste Bräutigam, auf dessen Hof sie schon die Auffahrth bezahlt hatte, starb, hinterließ sie schwanger, und der Hof ward für sie mit einem kostbaren Prozesse verlohren. Der zweyte, ein Wittwer, nahm sie gleich nach dem Jaworte zu sich, und schickte sie nach 16 Wochen wieder heim. Eine dritte Versuchung wird sie wohl nie betreffen. Bey Kötterleuten sind dergleichen Probeehen noch weit häufiger.

Fällt ein Colonat in Ermangelung eines Sohns einer Tochter zu; so wird sie ärger von Freyern belagert, als Penelope; alle Künste werden angewandt, sie zu gewinnen, man biethet über Vermögen, weil mans nachher in seiner Macht hat, Wort zu halten, oder nicht, und wer sich in ihr Bette schleichen kann, hat gewonnen. Hat sie keine Eltern mehr, oder Stiefeltern, wider welche sie eingenommen werden kann; so wird sie gewöhnlich die Beute des Verschmitztesten, und muß erwarten, daß Gesinde und Kötter bestochen sind, sie verführen zu helfen.

Ist der Hof einigermaßen gut, das ist, kann er vier Pferde halten, und hat guten Acker, gute Wiesen und Gebäude, und wohl gar noch Holz zu verkaufen; so muß wenigstens 600 Thaler, ohne die Nebenunkosten und ohne einen vollständigen Brautwagen hingebacht werden. Zum Brautwagen gehört ein neuer Kleiderschranck, mit einer entsetzlichen Menge von Liesten geschmacklos bedeckt, ein Coffe, Bettstelle, Anrichte, (Brodschranck mit einem Aufsatz ohne Thüren, für Teller und Löffel,) Zuber und Butterfaß, und ein gemachtes Bette. Was übrigens dazu gehören soll, kommt auf ein besonderes Einswerden an, und heißt **aller Theile** 4. 6 oder 8. Aller Theile 8 sind 8 Stück Rindvieh, nämlich 4 Rinder und 4 Stück Milchkühe; 8 Schweine, 8 Scheffel Rocken u. s. w. 8 Bettlaken, 8 Handtücher, 8 Tischlaken, 8 Stück Linnen, und 8 Stühle, die zwar in **natura** da seyn müssen, doch bleibt einer zurücke, damit das von älterlichen Hofe ausbestattete Kind doch wenigstens einen Stuhl finde, sich darauf zu setzen, wenns einen Besuch giebt. Dazu gehört noch ein beschmiedeter Wagen: 40 Thaler und eins, oder zwey Brautpferde, die nicht schlecht seyn dürfen, und ein großer neuer Tisch.

Wenn dieser Brautwagen abgeliefert werden soll, stellt der abliefernde Schwiegervater eine Döhnte (Gastgeboth) an. Des ersten Tages machen ihm die Gäste ein Geschenck an Gelde, und des andern Tages an Rocken und Flachs zum Behufe der zu füllendene Säcke. Hier sind zwey Säcke, die von der Diele bis auf den Boden reichen, als 20 und mehr Fuß lang sind. Der eine muß mit Rocken und der andre mit gebrochenem Flachs gefüllt werden. Die Nachbarn des jungen Ehepaars sind dafür da, zu sorgen, daß recht viel auf den Wagen komme, und damit vieler Flachs in den Sack gehe, treten sie ihn mit Füßen hinein, und verderben ihn zum Theil. Die Nachbarn der Eltern wehren ab, was sie können, damit das Plündern nicht zu weit einreißt, und da der Besen den Beschluß macht; so sucht der eine Theil ihn auf dem Wagen zu bringen, der andre aber es abzuwehren. Das neue Butterfaß wird mit Ueberbleibsel von der Döhnte, Fleisch und Brodt, angefüllt, und dies wird gegessen, wenn der Brautwagen ankömmt, den die Nachbarn und nächsten Freunde begleiten. Alles, was zum Brautwagen gehört, muß auf **einen** Wagen gepackt, und mit 4 oder 6 Pferden, nachdem die Mitgabe überhaupt groß oder klein ist, weggefahren werden. Dies gilt aber weiter nicht, bis außerhalb des Hofraums, wo gewöhnlich ein zweyter Wagen wartet, und den ersten erleichtert, der bisweilen zerbricht, ehe er so weit kommt. Alle Lücken auf dem Wagen, die das hölzerne Brautgeräthe macht, werden mit rohem Flachse ausgefüllt, und da die Auflader benebelt sind, so wirds zum Theil verdorben.

Daß ein solcher Brautwagen hoch komme, darf ich nicht erst sagen. 2 bis 3 Tischler arbeiten allein 5 bis 6 Monath an dem hölzernen Geräthe, und giebt ein Vater 600 Thaler baar mit, so kommt ihn die Aussteuer seines Kindes wenigstens auf 1000 Thaler und wohl noch höher. Ich habe bey dieser Feyerlichkeit, die in der Landessprache **Kistenfüllung** genannt wird, der **Nachbarn** gedacht. Jeder Bauer hat zwey andere zu vestgesetzten und hergebrachten Nachbarn, die **Noth**= oder **Kleide**=**Nachbarn** genannt werden. Stirbt der Bauer oder eins seiner Hausgenossen, so wirds den Nachbarn angesagt, und diese schicken 2 Weiber, die die Leiche waschen und ankleiden, und diese Pflicht erstreckt sich bis über die Kötter mit, deren Leichen eben sowohl vom benachbarten Hofe gewaschen und angekleidet werden müssen. Diese Gewohnheit ist eben so gut, als ein Schauamt, und verdient beybehalten zu werden. Bis zum Begräbniß sind diese Nachbarn äußerst beschäftigt, sie treffen alle nöthige Anstalten, und nehmen sich aller Dinge an, wo sie nöthig und nützlich seyn können.

Beym Begräbniße herrscht abermals verderblicher Luxus; allen Leichenbegleitern wird Bier und Brandtwein gereicht, und den Verwandten, besonders solchen, die außerhalb des Kirchspiels wohnen, eine Mahlzeit. Es können oft weit über 100 Personen da seyn, die gespeist werden müssen, und solcher, die bloß trincken, sind auch nicht wenige. Dazu kommt die Trauer für alle Hausgenossen, die, so unbedeutend sie auch an sich ist, doch im Ganzen schon zur Last fällt. Dagegen sucht man oft bey dem Prediger und Küster wieder zu spahren, und der Nothnachbar, der die Leichenpredigt bestellt, würde glauben, seiner Pflicht keine Gnüge gethan zu haben, wenn er von den einmal vestgesetzten Gebühren nichts abgedungen hätte.

Die Sucht zu prozeßiren wird dem Ravensberger Bauren wohl nicht so ganz mit Unrecht Schuld gegeben, doch herrscht sie in einigen Gegenden stärker, als in andern. Wo sie aber herrscht, da geht sie auch sehr weit, wenigstens that sie es vor der neuen Prozeßordnung. Jetzt hat sich schon manches geändert. Mißtrauischer kann kein Mensch seyn, als er; er befürchtet allerwärts gefährdet zu werden, und ist etwas neu, so läßt er sich nicht darauf ein, sieht er auch seinen Vortheil dabey, aus Furcht, es mögte eine Schlinge für ihn darunter verborgen seyn. Dies Mistrauen herrscht besonders bey ihm gegen seinen Gutsherrn und alle, denen er Prästanda zu leisten schuldig ist, und selbst seine ihm sonst natürliche Wohlthätigkeit artet in solchen Fällen in Filzigkeit und Ungerechtigkeit aus, und aus dieser Quelle entspringen die meisten Rechtshändel. Es hält überaus schwer, ihn zu überzeugen, daß er Unrecht habe, denn er hält den, der ihn zum Frieden rath und ihm zeigt, daß er verlihren müße, für eingenommen für seinen Gegner, der nur gekommen sey, ihn aufs Eiß zu führen. Daher verunglücken bey ihm auch fast alle Versuche der Sühne, und er kann sich nicht überreden, daß seine Sache so schlecht sey, so lange ihm der Weg Rechtens noch offen steht. Hat er eine Sache durchgesetzt, die er nachher selbst als ungerecht anerkennt; so bleibt er doch weit entfernt, ungerechtes Gut wieder zu erstatten, sein Gewissen beunruhigt ihn deshalb auch gar nicht, sondern er läßt es den Referenten verantworten, der zu seinen Gunsten gesprochen hat. Freylich giebt es auch hier Ausnahmen; abscheulich müßte sonst ein Volk seyn, das allgemein so dächte! Der Eid ist ihm leider auch nicht heilig mehr, er ist dazu zu gemein, und wer nicht gerade zu falsch schwören will, der hat doch seine Reservationen, um sein Gewissen zu betäuben.

Dem größten Theile kann man indessen diese schlechte Gesinnung nicht schuld geben, und bey weitem gemeiner ist Gottlob! noch Ehrlichkeit und Wohlthätigkeit. Den Unglücklichen läßt der Ravensberger Bauer nie ungetröstet von sich, wenn er helfen kann, und er thut darin eher zu viel, als zu wenig. Er ist gefällig, wenn ihm das Mißtrauen nicht zurück hält, und weis sich mit seinen Wohlthaten nie viel. Weis er, daß keine Pflicht daraus gemacht werden kann, wenn er eine Pistole hinschenkt; so ist sie ihm auch nicht ans Herz gewachsen, fordert man aber einen Pfennig als Pflicht, den er nicht schuldig zu seyn glaubt; so sind ihm auch hundert Thaler nicht zu viel, seinen Pfennig zu retten. Stielt der Kötter, so meidet er ihn deswegen nicht, weil er ihn als einen Menschen unter sich betrachtet, dessen Umgang ihn nicht beschimpfen kann; stielt aber ein Bauer, so wird er von allen Bauern gemieden, und keiner verschwägert sich mit ihm, ja man dencks noch seinen Kindeskindern. Mit Uebervortheilen und Defrauden nimmt ers so genau nicht, und man predigts ihm zum theil vergeblich, daß das eine so schlimm, als das andre sey. Zum Defraudiren verleitet ihn die allerwärts nahe Gränze, und er glaubt, daß die Accise ein neueres **Onus** sey, wozu ihn das genaueste Recht nicht verpflichte; denn er besitzt wirklich ein sehr starkes Freyheitsgefühl. Würde ihm die Accise in ein Fixum ver-

wandelt; so würde er sich nach und nach daran gewöhnen; so lange sie aber Accise bleibt, wird sie ihm auch verhaßt bleiben. Dieser Gedanke schafft eine schlimme Falte in sein Herz, und schadet der Vaterlandsliebe.

Sehr religieus ist er auch nicht, und in Religionskenntnissen ist er noch sehr zurück. Die Religion hat nicht Interesse genug für ihn, und er ist von Geschlecht zu Geschlecht gewohnt, sie als eine Nebensache zu betrachten, womit man sich erst auf dem Todtenbette ernstlich beschäftigen müßte. Dadurch, daß er angehalten wird, seine Kinder 7 Jahre zur Schule zu schicken, wird diese Gleichgültigkeit eher vermehrt, als vermindert, und für seine derbe Constitution hat unser Gottesdienst nicht sinnliches genug, denn Abstractionen sind seine Sache nicht. Indessen giebt's doch Köpfe unter den Bauren, die fürs Nachdenken geschaffen sind, und oft so tief in eine Wahrheit eindringen, daß man sie da nie erwartet hätte, wo man sie wirklich findet. Man sollte es vom Ravensberger Bauren am wenigsten erwarten, daß er bey dem neuen Gesangbuche etwas zu erinnern hätte, und doch zeigt sich hin und wieder das Gegentheil. Die Ursache ist gereiztes Misträuen und Freyheitsgefühl; er läßt sich nichts aufdringen, wo er nicht muß, und wer ihn so leitet, daß kein Zwang durchscheint, der findet ihn folgsam. Zum Schwärmer ist der Ravensberger Bauer von Natur zu gesund und zu nervigt, und wenn er sich auch auf eine Zeitlang mit hinreißen läßt, so dauert er doch nicht aus, und die kalte, ruhige Vernunft gewinnt früh oder spät die Uebermacht wieder. Im Winter ist er indessen noch für die Schwärmerey am ersten empfänglich, weil er dann mehr sitzt und schlechter verdaut, als im Sommer, wo er starck arbeitet, und sich mehr zerstreut.

Abergläubisch ist der gemeine Mann wohl in der ganzen Welt, und warum nicht auch in der Grafschaft Ravensberg? An den Calender wird wie an ein Orakel geglaubt, und warum nicht, da er fortfährt, mit Genehmhaltung der Berliner Societät der Wissenschaften Grillen und Possen zu lehren? Sogenannte Vorgeschichten machen auch noch manchen Bauern bange, worüber man sich gar nicht wundern darf, da wir ihm zu seiner Erbauung die **Geschichte von der Zerstörung Jerusalems** in die Hände geben, die so sehr geschickt ist, diesen Aberglauben aufrecht zu erhalten. An Zauberey wird auch noch häufig geglaubt, doch nicht gröber, als es der Ravensberger Catechismus, (dritte Ordnung,) bey dem zweyten Gebote, lehrt. Man sieht auch hin und wieder noch Gespenster und hört Spukereyen; wo aber Prediger und Schullehrer gemeinschaftlich daran arbeiten, sie zu vertreiben, da nehmen sie ab. Man sieht auch **Revenans**, wiedergekommene Bauren, die in ihrem Leben abpflügten und Mahlsteine verrückten, und so ganz schädlich ist dieser Aberglaube eben nicht, denn vor dem Wiederkommen fürchtet sich mancher mehr, als vor der Hölle. Zu Quacksalbern, Scharfrichtern, alten Weibern, Hufschmieden und Hebammen hat man bey Krankheiten auch mehr Zutrauen, als zu dem wahren Arzte; aber wird nicht überall gesaalbadert? Der Berliner Monddoctor würde wenigstens bey uns keine Seide spinnen, und kein Ravensberger Bauer läßt sich in ein Fenster nach Norden stellen, um vom Monde beschienen und curirt zu werden. Auch läßt er sich bedeuten, wovon meine Gemeine Zeuge seyn könnte, in welcher jetzt manche Posse verlacht wird, an welche unsre Vorfahren, wie ans Evangelium glaubten. Tagewählerey geht freylich hin und wieder noch im Schwange, und mancher Bauer würde keinen Flachs ziehen zu können glauben, wenn er seinen Leinsaamen nicht auf Urbanustag säete, der größere Theil säet aber, wenns gut Wetter ist. Der Mond betrog ehedem manchen Thoren, der bey dem wachsenden Lichte nichts säen und pflanzen wollte, was sein Vater bey dem abnehmenden Lichte gesäet und gepflanzt hatte; heut zu Tage fängt man an, Zeit und Witterung mehr, als den Mond zu rathe zu ziehen, und befindet sich wohl dabey: Manche Hausmutter hängt ihrer kranken Kuh noch wohl ihres Mannes Beinkleid-

der oder Mütze auf die Hörner, die meisten gehn aber zum Viehartzte, geben Bergöl ein und lassen ihr eine Ader schlagen. Hätten wir bessere Viehärzte; so hätten wir des Aberglaubens weniger, und wäre der Volkslehrer vom Aberglauben frey, und jedesmal klug genug, die Cur am rechten Ende anzugreifen; so würden wir weiter seyn. Es ist noch lange nicht genug, den Bauern zu sagen: du bist abergläubisch, du versündigst dich, sondern man muß den Patienten durch und durch, und das Uebel von Haus aus kennen; ehe mans curiren will. Nicht genug, daß man den Aberglauben als unzuläßig schildert; man muß nichts wegnehmen, wenn man nichts beßers in die Stelle zu setzen hat. Setzt man z. E. den Teufel außer Activität; so muß die allwaltende Regierung Gottes desto anschauer gelehrt werden, und will man die Cotteltage, die das Zeichen zu einem 40 oder 60 tägigen Regen geben sollen, außer Credit setzen; so zeichne man die Witterung jedes folgenden Tages in seinen Schreibcalender an, und überführe den Abergläubigen auf frischer That.

Ist der Ravensberger Bauer noch nicht so aufgeklärt, als er sollte; so ist ers doch Vergleichungsweise schon mehr, als der Bauer in vielen andern deutschen Provinzen, wo man aufgeklärter zu seyn wähnt, als in Westphalen. Wir haben manchen Bauern, der durch eigenes Nachdenken ein Geometer wird, mit der Sternkunde sich bekannt macht, und von der Naturgeschichte schon vieles weis. Der Bauer **Oberwittler** im Kirchspiele **Dornberg**, ein mathematischer Kopf, hat sich selbst durch Wolfs Schriften gebildet, durch eigenes Nachdenken eine Himmelskugel gemacht und Mondfinsternissen berechnet, und macht selbst gute Astrolabien und Bussolen. In meiner Gemeine lesen schon einige **Fontenellen von mehr als einer Welt**, und verstehen ihn, und wenn ich dergleichen Nachrichten auf die Canzel bringe; so hab ich gewiß aufmerksame Zuhörer.

Ich darf wohl nicht erst erinnern: daß eine allgemeine Schilderung nicht auf jedes einzelne Individuum anwendbar ist, und daß es auch bey uns Gegenden gebe, wo manches nicht ganz so ist, als ich mirs von andern abstrahirte. In kärglichen Sandgegenden herrscht der Muth nicht, den man auf dem fetten Kleyboden findet, und Gemeinen, sie seit undenklichen Jahren schlechte Schulmeister hatten, sind nicht so weit vorwärts, als solche, die besser berathen waren.

Ich habe von unserem Bauer unpartheyisch das Gute gesagt, das er an sich hat, aber auch eben so freymüthig seine Fehler. Wer ihm das Letzte wieder erzählen will, erzählt ihm auch wohl das Erste, und thut ers nicht, findet er Freude darinn, ihn wider mich aufzuhetzen; so muß ich ihm auch dies Vergnügen laßen, um das ihn edeldenkende Seelen wohl nicht beneiden werden.

Allgemeine medicinische Topographie der Grafschaft Ravensberg

Von Georg Wilhelm Consbruch

Die Grafschaft Ravensberg liegt im Westphälischen Kreyse unter dem 25sten Grade der Länge, und dem 52sten Grade nördlicher Breite, und gränzt gegen Osten an die Grafschaft Lippe, gegen Westen an die Bisthümer Osnabrück und Münster, gegen Norden an das Fürstenthum Minden, und gegen Süden an das Bisthum Paderborn, die Grafschaft Rittberg, und an die Herrschaft Rheden. Ihr Flächeninhalt mag ohngefähr 13 Quadratmeilen betragen, worinne beynahe 82000 Menschen leben.

Aus dieser verhältnismäßig sehr beträchtlichen Anzahl von Menschen läßt sich schon schließen, daß dies Land sehr fruchtbar seyn müsse, wie es auch in der That ist. Der nördliche Theil der Grafschaft hat mehrentheils einen fetten Kleeboden, der südliche Theil ist aber mehr sandicht.

An den meisten Orten ist die Grafschaft sehr bergicht, und gewährt die reizendsten Aussichten. Die Gebirge ziehen sich in einer fortlaufenden Kette von Westen nach Osten fort, und sind größtentheils mit Holzungen bewachsen. Einige Berge haben eine ziemlich beträchtliche Höhe, und gewähren dem Auge, welches von ihnen herab das lachende fruchtbare Thal überschauet, einen unaussprechlich anmuthigen Anblick. Einzelne Häuser, Dörfer, Meyerhöfe und adeliche Güter wechseln mit den schönsten Wäldern und Fluren ab, und dann ruht das Auge wieder auf einer großen Gruppe von Häusern, woraus sich Thürme erheben, die eine Stadt verrathen. Die ganze Landschaft ist hin und wieder mit Flüssen und Bächen durchschnitten, die ihren Reiz und ihre Fruchtbarkeit noch mehr erhöhen.

Zwey große Städte enthält die Grafschaft, und acht kleine. Die erstern heißen Herford und Bielfeld, und die letztern sind: Vermold, Halle, Borgholzhausen, Werther, Enger, Bünde, Oldendorf und Vlotho; und außerdem noch eine große Anzahl von Kirchdörfern.

Unsre Flüsse und Bäche sind die Weser, welche aber nur einen geringen Theil der Grafschaft berührt, und außer dieser die Aa, die Else, die Warmenau, die Hessel, die Werre und die Lutter. Alle diese sind größtentheils nur große Bäche und nicht schifbar. Einige davon schwellen oft nach vielen Regen oder im Frühlinge, wenn der Schnee und das Eis aufthauen, zu einer beträchtlichen Höhe auf, überschwemmen die Gegend umher, und thun oft vielen Schaden. Vorzüglich ist dies der Fall mit der Werre, welche in und nahe bey Herford zuweilen ausserordentliche Verwüstungen anrichtet, wenn sie durch die angegebenen Ursachen anschwillt. Erst im Jahre 1789 sahe man einen solchen Vorfall, welcher Schauder und Entsetzen erregte.

– Consbruch beschreibt sodann eine Überschwemmung ”vor der Stadt Herford” mit bösen Folgen und fährt fort:

Die meisten der angeführten Bäche sind sehr fischreich, und liefern Hechte, Karpfen, Bärsehe, Karaschen, Forellen, Neunaugen, Aale, Weißfische, Quappen, Krebse u.a.

Das Klima der Grafschaft ist nach den verschiedenen Gegenden sehr verschieden; im Ganzen genommen aber ist es wegen der Gebirge, die das Land durchstreichen, sehr gesund. Gegen Norden und Nordosten zieht eine große Bergkette über Vlotho ins Lippische fort, an deren Fusse sich die Weser durch eine fruchtbare Thal mit einem unbeschreiblichen Reitze fortschlingelt. Auf der gegenüberstehenden Seite wird dieses

Thal von einer andern großen Bergkette eingeschlossen, die in das Fürstenthum Minden fortläuft. In diesem Thale liegt die Stadt Vlotho, ein niedliches wohlgebautes Oertgen von 240 Häusern und 1300 Einwohnern, die größtentheils von Handlung und Schiffarth leben. Die Stadt besteht aus einer einzigen langen Hauptstraße, und liegt zwischen der Weser und der Bergkette, so, daß die Häuser der einen Seite hart an die Wurzel der Berge, und die der andern Seite nahe an das Ufer der Weser stoßen. Aus dieser Beschreibung sieht man leicht, daß hier das Klima eben nicht das gesundeste seyn könne. In einem tiefen Thale, rund umher von Bergen umschlossen, können die Winde und frische Luft kaum die Dünste erreichen, die sich aus der vorbeystreichenden Weser beständig erheben. Im Winter, wenn viel Schnee gefallen ist, sammlet sich derselbe in den zwischen den Bergen befindlichen Klüften an, und macht den Zugang zur Stadt fast unmöglich. Wenn der Schnee und das Eis im Frühlinge schmelzen: so pflegt auch gewöhnlich die Weser aus ihren Ufern zu treten, und die Gegend umher zu überschwemmen. In sehr heißen Sommer ist die Hitze hier unerträglich, weil der Wind die Thäler nicht gut erreichen kann. Gewitter sind hier eine seltne Erscheinung, weil sich die Wolken an den hohen Bergen zerstreuen.

Die hier herum befindlichen Gebirge sind reich an allerley Mineralien, wie verschiedene Versuche eines fleißigen und geschickten Mannes, des Herrn Apotheker Schmidt in Vlotho, bewiesen haben. Er fand daselbst Kobold, Steinkohlen, Vitriol, Gyps, Trippel, Walkelerde, Ocker und andre metallische und erdichte Mineralien, wovon er einen Theil selbst im Großen bearbeitet und benutzt. Diese Gegend verdiente in der That die genaue Untersuchung eines erfahrenen und kundigen Naturforschers, da sie so reich an merkwürdigen Gegenständen, und ein wahres chemisches Laboratorium ist. So findet man zum Beyspiel nahe bey der Stadt einen Torfgrund, wo sich in der Erde große schöne fingerlange kubische Selenitkrystallen so häufig erzeugen, daß man ganze Hände voll, ohne sie auszusuchen, mit leichter Mühe davon aufnehmen kann. Nicht weit davon ist ein andrer Platz, wo reines Kochsalz oben auf der Erde anschießt, und nahe dabey erzeugt sich eben so eine große Menge reines wahres Glaubersalz, welches der Herr Apotheker Schmidt in Großen verarbeitet, und es an die Materialisten und Apotheker verkauft.

Noch ist in dieser Gegend ein Thal sehr merkwürdig, welches rund umher mit hohen Bergen wie ein Kessel eingeschlossen ist. Man sieht darinn große unförmliche steinigte Massen liegen, die bey genauer Untersuchung ein dem Bimsstein ähnliches lockeres Gewebe haben, und größtentheils aus zusammengehäuften vegetabilischen und thierischen Petrifakten, als z.B. allerley Blättern, die man noch deutlich genug unterscheiden kann, Baumzweigen, Frosch- und Fiskskeletten u. .d. m. bestehen. Man fand sogar vor wenig Jahren einen sehr dicken Eichenstamm in dieser Masse eingeschlossen. Die lockere bindende Masse scheint eine Kalkerde zu seyn. Dieses Petrifakt ist wahrscheinlich das Produkt einer uralten Uberschwemmung, wo das oben von den Bergen mit einem starken Schaume in dieses Thal herabstürzende Wasser nicht wieder abfließen konnte.

Im Ganzen genommen ist dieser Theil der Grafschaft wegen der vielen Gebirge, der unbebauteste, und die hier herum wohnenden Landleute zeichnen sich durch eine gewisse Rohheit des Charakters vor den übrigen auffallend aus.

Von Vlotho führt die Hauptstraße durch beschwerliche Wege südwärts nach der Stadt Herford. Wenn man noch eine halbe Stunde von dieser Stadt entfernt ist: so senkt sich der Weg allmählig in die Tiefe herab, und dann hat man eine ziemlich große Ebene vor

sich, die nach Westen wiederum mit Bergen eingeschlossen ist. In dieser Ebene liegt Herford, eine ziemlich große Stadt, die das Gepräge des Alterthums deutlich an sich trägt. Von der Stadt selbst muß ich in der Folge noch mehr sagen, jetzt aber nehme ich nur auf das Klima dieser Gegend vorzüglich Rücksicht. Die Gegend liegt, wie ich schon oben gesagt habe, in der Tiefe, und wird von zwey ansehnlichen Bächen, der Werre und der Aa durchwässert. Die Werre entspringt in der benachbarten Grafschaft Lippe, und fließt über eine Stunde weit durch schöne Wiesen bis zur Stadt Herford. Nach Westen und Nordwesten finden sich hin und wieder ziemlich große sumpfige Gegenden und Torfmoore, und nach Norden und Nordosten ansehnliche Waldungen und Gebirge. Der Boden ist im Ganzen genommen sehr fett und fruchtbar, und für den größten Theil der Einwohner die vornehmste Erwerbsquelle.

Wegen der tiefen Lage und der vielen sumpfigen feuchten Gegenden ist das Klima hier eben nicht das gesundeste, und die Erfahrung beweiset es, daß faulichte Krankheiten am häufigsten in und um Herford entstehen, und am tödtlichsten sind; vorzüglich wenn eine anhaltende warme und feuchte Witterung dazu kömmt. Von Gewittern wird diese Gegend auch sehr heimgesucht, und selten geht ein Jahr vorüber, wo der Blitz nicht in oder nahe bey der Stadt Schaden anrichtet.

Südwärts von Herford liegt die Stadt Bielfeld in einer Entfernung von 3 Stunden, wohin der Weg sich ganz unmerklich erhebt. Im Frühling sieht man den Unterschied des Klima von Bielfeld und Herford am deutlichsten; denn bey Herford kömmt das neue Laub und die jungen Pflanzen zuweilen 8 bis 10 Tage früher hervor als bey Bielfeld. Von Osten zieht sich eine Bergkette hinter Bielfeld herum, und diese läuft nach Westen und Südwesten ins Osnabrüske fort. Bis an diese Bergkette ist der Boden noch fett und fruchtbar, aber nun wird er auf einmal an der andern Seite der Berge sandicht und dürre, und bleibt so eine große Strecke weit. Die Luft ist in dieser Gegend rein und heiter, und wird nicht durch Moräste verpestet. Vielleicht möchte bey trocken Jahreszeiten dieses Klima wohl zu trocken seyn, weil hier, ausser dem wenigen Wasser, welches der Lutterbach herbeyführt, kein Fluß in der Nähe ist. Der für uns sehr feuchte Süd- und Südwestwind, welcher bey uns den größten Theil des Jahres hindurch wehet, ersetzt aber das wieder, was der Luft wegen Mangel eines Flusses abgeht.

Auf der andern südlichen Seite der Bergkette übersieht man eine ungemeyne weite Fläche, die endlich von den cöllnischen Bergen wie von einem blauen Nebel geschlossen wird. Der Boden ist hier sandicht und unfruchtbar, und trägt vorzüglich Nadelhölzer. Wenn im Sommer die Sonnenstrahlen diese Sandfläche durchglüht haben: so ist die Hitze hier ungemein heftig, vorzüglich da der Nord- und Nordostwind diese Gegenden wegen der Berge nicht gut erreichen kann.

Von Bielfeld gehe ich jetzt westwärts an den Gebirgen fort. Zwey Stunden von Bielfeld werden an dem Fusse dieser Bergkette nahe bey dem Dorfe Dornberg, Steinkohlen gegraben. Die Erde hier herum ist ein blauer und rother Thon, der schon auf viele mineralische Theile schließen läßt. Weiter nach Westen führt der Weg nach Werther, einem kleinen Landstädtchen von ohngefähr 300 Häusern und 1000 Einwohner, welche sich hauptsächlich mit Spinnen und dem Garnhandel ernähren, und an dieserselbigen Bergkette liegt auch weiter nach Westen Borgholzhausen, eine kleine Landstadt, die mit Werther fast eine gleiche Größe und gleiche Erwerbsquellen hat.

Auf der südlichen Seite dieser Bergkette, wo sich der Boden in eine mächtige sandichte Fläche verändert, liegen noch zwey Landstädte, Halle und Versmold. Beyde sind niedlich gebaute Oerter, deren Einwohner sich mit Ackerbau, Viehzucht, Garn und Linnenhandel ernähren.

Jemehr man von den westlichen Gränzen der Grafschaft nach den nördlichen fortgeht, desto ebener, obgleich noch immer mit Anhöhen und Thälern besäet, wird die Gegend, und in diesem Raume, der von Werther bis Bünde und noch etwas weiter fort ohngefähr 3 Quadratmeilen einnimmt, sieht man eine Menge der schönsten Eichen und Buchenwälder, und einen vortreflichen fetten Kleeboden, der mit zwey Bächen, der Warmenau und der Else durchwässert ist. Hin und wieder ist diese Gegend sehr sumpfticht, und hat schöne Torfmoore. Hinter Bünde zieht wieder eine Bergkette nach Westen und nach Nordosten ins Fürstenthum Minden.

So ist die Gegend im Ganzen genommen beschaffen; denn die Eigenheiten jedes kleinen Bezirkes – wenn er nicht etwa besonders merkwürdig ist – zu beschreiben, würde zu weitläufig und auch überflüßig seyn.

Die Beschaffenheit der Jahreszeiten ist bey uns, wie überall, nicht ein Jahr, wie das andre. Im Ganzen genommen sind unsre Winter nicht übermäßig strenge, und die Sommer nicht ausserordentlich heiß, ausser in einigen Bezirken, wo die Lage dazu beyträgt. Gewöhnlich haben wir bis spät im Herbste schöne heitre warme Tage, worauf denn gemeinlich im November und December ein anhalter Regen, und dann Frost folgt, der oft schon im Februar mit schönen warmen Frühlingstagen abwechselt. Der Winter 1788/89 war bey uns, wie überall, äusserst strenge und anhaltend, und richtete viel Unheil an. Gewitter sind bey uns im Sommer nicht selten, jedoch thun sie nirgends mehr Schaden, als in und um der Stadt Herford. Gewöhnlich ziehen sie von Osten und Südosten, seltner von Südwesten und Westen, und am seltensten von Norden und Nordosten her, sind oft mit vielen Regen verbunden, und hinterlassen oft, wenn sie vorüber sind, eine ungewöhnliche Kälte.

Unsre häufigsten Winde wehen aus Westen und Südwesten, und diese bringen uns Feuchtigkeit und Regen, vorzüglich im späten Herbste und ersten Frühjahre. Zuweilen aber haben wir doch auch anhaltende Nord- und Nordostwinde, und diese sind im Winter mit strenger Kälte, und im Sommer mit anhaltender Dürre begleitet. Dicke Nebel sind bey uns nicht häufig, ausser im Herbste und in gelinden Wintern; und diese pflegt doch auch die Sonne gegen Mittag zu zerstreuen. Die Ausdünstung des Körpers wird bey uns auffallend vermehrt; welches vorzüglich Fremde, die aus andern Gegenden hierher kommen, bemerken. Solche Leute bekommen, wenn sie sich hier eine Zeitlang aufgehalten haben, stärkern Appetit und mehr Munterkeit; und ich weis es aus Erfahrung, daß schwache, abgeehrte, sehr reizbare Körper hier ihre Gesundheit ohne Arzneyen wieder erhalten haben.

An schönen reinen und guten Quell- und Flußwassern haben wir keinen Mangel. Fast jeder Bauer hat seine Quelle, woraus er sein Trinkwasser schöpft. Das Flußwasser wird nur selten zum Trinken, sondern blos zu andern Bedürfnissen gebraucht. Erdichte Theile sind in dem meisten Wassern wenig enthalten; und man hört bey uns selten etwas von Steinbeschwerden.

Auch haben wir verschiedne Mineralwasser, worunter einige in der That mehr geschätzt zu werden verdienten, als es geschieht. Dahin gehört z.B. der Gesundbrunnen nahe bey Vlotho. Er liegt am Fusse eines Berges, und ist mit einem Dache und einem Bassin versehen. Das Wasser fließt sehr ergiebig, und liefert alle Stunden 1330 Pfund. Es ist klar von Farbe, etwas leichter als gemeines Wasser, und trübt sich an der freyen Luft nicht. Die Erde, welche der Brunnen absetzt, enthält wenig Eisen, und wird in geringer Menge vom Magnet angezogen, und wenn es viel geregnet hat: so vermindern sich die Eisentheile noch mehr. Seine gröste Kraft äusert das Wasser durch häufige Abführungen, und oft wirkt es noch stärker, als das Pyrmonterwasser, schwächt aber den Magen

und die Gedärme. Auf höchsten Befehl des Landsherrn wurde dieser Brunnen im Jahre 1771 genauer untersucht, und diese Untersuchung gab folgende Resultate", – die hier nicht wiedergegeben werden sollen. Consbruch schreibt im Anschluß an die Analyse:

Diese angezeigte Beschaffenheit der Bestandtheile bleibt sich im Herbst und Winter und nach häufigen Regen immer gleich. Bey heftiger Kälte dampft der Brunnen. Das Wasser im Bassin bleibt milchwarm, und verhindert, daß sich nicht einmal Eis am Stein und Abfluß ansetzen kann.

Hieraus läßt sich die Heilkraft dieses Wassers beurtheilen. Es kömmt in seinen Hauptbestandtheilen mit dem Pyrmonterwasser völlig überein, und es wäre zu wünschen, daß es mehr gebraucht würde, da auch selbst die umliegende Gegend und die hier befindlichen reizenden Allenen, für diejenigen, die das Wasser an der Quelle gebrauchen wollten, sehr einladend seyn könnten.

Nicht weit von dieser Quelle hat der Herr Apotheker Schmidt erst neuerlich noch zwey andre entdeckt, deren eine einen reinen äuserst salzigen, die andre aber einen ausserordentlich zusammenziehenden vitriolischen Geschmack hat. Wahrscheinlich ist der Hauptbestandtheil der ersteren Glaubersalz. Ein Weinglas voll davon getrunken, erregt ein ziemlich starkes Laxiren. Diese beyden Quellen liegen noch jetzt ganz roh und werden durch das hinzu fließende unreine Wasser immer getrübt. Ich habe deshalb noch keine genaue chemische Untersuchung davon erhalten können, werde aber, sobald ich sie erhalten kann, an einem schicklichen Ort gehörigen Gebrauch davon machen.

Ausser diesen mineralischen Wässern haben wir noch eine Menge andere, die mehr oder weniger kräftig sind, die aber fast alle ganz unbenutzt liegen. Indessen gilt dies nicht von dem nahe bey Bünde befindlichen Gesundbrunnen. Dieser hat zwar bey weiten nicht so wirksame Bestandtheile wie der Vlothoische, wird aber von den Landleuten sehr stark besucht. Im Jahre 1789 fanden sich bey demselben 715 Patienten ein, wovon viele ihre Gesundheit wieder erhielten. Vorzüglich wird er gegen gichtische Beschwerden gerühmt.

Das uns so nahe gelegene Pymont und Meinberg, die nun schon einmal in so großen Ansehen stehen, werden so leicht bey uns keinen andern Gesundbrunnen empor kommen lassen, und das um so mehr, da dergleichen Anlagen nicht ohne große Kosten eingerichtet werden können. Unsre Landsleute sind nun einmal an die Wanderschaft nach diesen Orten gewöhnt, und suchen hier gegen alle mögliche Gebrechen Rath und Hülfe. Die Bauern ziehen im Sommer schaarenweise nach Pymont, überschwemmen dort ihren Körper mit einer unglaublichen Menge Wasser, und kommen dann oft viel sieher zurück, als sie hingienge.

Ferner haben wir im Amte Vlotho zwischen den Dörfern Rehme und Melbergen sehr ergiebige Salzquellen. In den Jahren 1753 waren vier Salzbrunnen im Gange, welche 5 löthige Sole gaben, die durch die Gradirung auf 11 Loth gebracht wurden. Nachdem aber im Jahre 1764 eine neue Quelle entdeckt wurde, welche zu der Zeit 9 löthige Sole gab, und einige Jahre nachher eine weit stärkere gefunden wurde: so wurden die alten Brunnen zugeworfen, und gegenwärtig sind nur die beyden letztern, welche die Namen des Neuen und des Friedrich Wilhelmsbrunnen führen, im Gange. Die Sole im neuen Brunnen enthält in einem Maas (das Maas zu 64 Rheinl. Kubikzollen gerechnet) $8 \frac{1}{2}$ Loth Salz, und giebt in einer Stunde 70 Kubikfuß Sole. Die Sole im Friedrich Wilhelmsbrunnen ist $7 \frac{3}{4}$ löthig, und der Brunnen liefert in jeder Stunde 158 Kubikfuß. Beyde zusammen genommen aber geben in jeder Stunde 228 Kubikfuß $8 \frac{1}{2}$ löthige Sole.

Diese Sole wird durch vier Hauptfälle über die hier vorhandene Gradierhäuser bis auf 19 Loth gradirt, und in dieser Quantität Jahr aus Jahr ein versotten. Es werden jährlich gegen 1300 Lasten Salz gesotten, welche in- und ausserhalb dem Lande verbraucht werden.

Holzungen haben wir zwar nicht mehr in dem großen Uiberflusse, wie vormals, weil durch das starke Anbauen der Kolonisten viele Waldungen gänzlich ausgerottet und in Ackerland verwandelt sind, und auch vieles Bauholz verbraucht ist; indessen fehlt es uns doch auch jetzt noch nicht an vielen schönen Waldungen. Unter den wilden Bäumen gedeiht hier besonders im Kleeboden die Eiche und Buche vorzüglich. Die Bachweide ist häufig, die Linde seltner, und Nadelhölzer kommen trefflich auf dem sandichten Boden fort. Die wilde Kastanie wird meistens nur in und bey den Städten gefunden. Selten findet man eine etwas beträchtliche Strecke Landes, die nicht mit kleinen oder grössern Wäldern besetzt wäre.

Die Jagd ist auch nicht mehr so beträchtlich bey uns, wie ehemals; indessen haben wir doch ziemlich viele Hasen, wilde Schweine, selten Hirsche und Rehe, aber mehr Füchse und Dächse und andre vierfüssige Raubthiere. Vom wilden Geflügel haben wir vorzüglich Rebhüner, Schnepfen, Krammetsvögel, Wachteln, Ringeltauben, Turteltauben, Drosseln, Kiebitze, Staare, Lerchen, wilde Gänse und Enten und andre mehr.

An zahmen Hausthieren haben wir Uiberfluß. Kühe und Schweine gehören unter unsre häufigsten Thiere, und die so berühmten westphälischen Schinken werden bey uns vortreflich geräuchert. Ausserdem haben wir auch Schaafe, Ziegen, Hühner, Enten, Gänse, Tauben. Welsche Hühner zieht der Landmann selten, und Fasanen haben wir gar nicht.

Fische liefern unsre Teiche und Flüsse in hinreichender Menge, jedoch kommen dieselben selten auf den Tisch des Landmanns. Jeder etwas beträchtliche Bauer oder Meyer, hat mehrere große Fischteiche bey seinem Hofe, worinn er die schönsten Karpfen und Hechte aufbewahrt, und sie nach den Städten verkauft.

Der Obstbau ist in dem größten Theile der Grafschaft auf dem Lande nicht beträchtlich, ausser in einem kleinen Distrikte um Herford und Vlotho; indessen versorgen uns, wenn es uns daran fehlt, unsre Nachbarn hinlänglich damit. Seit einiger Zeit fängt jedoch auch unser Landmann an, für den Anbau nützlicher Obstbäume mehr zu sorgen, und diese statt des wilden Buschwerks, womit sein Hof bisher besetzt war, anzupflanzen.

Desto beträchtlicher ist der Anbau des Kornes und der Feldfrüchte, z.B. Rocken, Waizen, Hafer, Gerste und Buchwaizen. Ferner Felderbsen, Rauchfutter, große Bohnen, Kartoffeln, weißer und brauner Kohl, Salat, Rüben, Möhren, Vitsbohnen, Erbsen. Ausserdem gedeihen auch bey uns allerley Sallate, Endivien, Gurken, Zwiebeln, Savoyer Kohl, Wirsing, Kohlrabi, Spargel, Petersilie, Sellerie, welche jedoch gewöhnlich nur von den Städtern und dem reichern Theile der Landbewohner in Gärten gezogen und genossen werden.

(Unsre Erndte beträgt im Durchschnitt jährlich

an Waizen	5970 Berliner Scheffel,
an Rocken	232736 Berliner Scheffel,
an Gerste	73152 Berliner Scheffel,
an Hafer	102120 Berliner Scheffel,
an Buchwaizen	25992 Berliner Scheffel,
an Erbsen	624 Berliner Scheffel,
an Bohnen	1080 Berliner Scheffel,

jedoch reicht diese bey weitem nicht für unsre große Volksmenge zu, sondern wir müssen bey nahe für 18000 Thlr. noch von unsern Nachbarn zukaufen.)

Der Flachsbau ist nicht weniger ansehnlich, nur sind ihm nicht alle Gegenden der Grafschaft gleich günstig. Am schönsten und häufigsten zieht man ihn in dem Distrikte, welcher von Westen nach Norden zwischen Werther und Bünde liegt. Der Hanfbau wird mehr in den sandichten Gegenden um Halle und Versmold getrieben, wo er sehr gut geräth.

Die Grafschaft Ravensberg steht, wie bekannt, unter königl. preußischer Bothmäßigkeit. Sie ist überhaupt in acht Amtsdistrikte eingetheilt, worunter auch, ausser den beyden großen Städten, Herford und Bielfeld, alle kleine Landstädte gehören. Die kleinen Landstädte sind sich ohngefähr in Absicht der Zahl der Häuser und der Einwohner, alle ziemlich gleich. Unter den Einwohnern bestehen die vornehmsten aus den Magistratsmitgliedern, welches gewöhnlich Kaufleute sind, den Accisbedienten und den übrigen Kaufleuten; und den übrigen Theil machen die Handwerker aus, als da sind: Schneider, Schuster, Schmiede, Schlösser, Tischler, Tabakspinner, Weißgerber, Zimmerleute, Maurer, Sattler, Rademacher, Drechsler, Eisenhändler, Glaser, Bäcker, Böttger, Barbieri ec. Diese Städtchen sind nicht mit Mauern umgeben, und bestehen größtentheils aus einer Hauptstraße und mehrern kleinen Gassen, die entweder gar nicht, oder doch schlecht gepflastert sind. Die Bauart der Häuser ist größtentheils ländlich, das heißt nach Art der Bauernhäuser, die ich nachher noch beschreiben werde. Die Kaufleute und andre wohlhabende Bürger und Handwerker pflegen von dieser Bauart aber gewöhnlich abzugehen, und ihre Häuser geschmackvoller und bequemer einzurichten. Vor der Thüre oder unter dem Fenster haben die meisten Bürger fast alle eine Mistgrube, welche, wie man leicht denken kann, eben nicht den angenehmsten Anblick gewährt, und bey vielem Regen oder großer Hitze einen häßlichen Gestank verbreitet. Jedes Städtchen hat wenigstens eine Kirche, wohin gewöhnlich eine sehr große Gemeinde eingepfarrt ist, die eine doppelt so große Kirche erforderte. Neben der Kirche ist der Kirchhof, der mit Leichen so besäet ist, daß man kein freyes Fleckgen findet, und bey schweren Epidemien, welche viele Menschen weggraffen, kann man oft sehen, daß halbvermoderte Theile von Menschen aus der Erde aufgegeben werden.

Alle diese kleinen Städte haben keinen Arzt, sondern einige Wundärzte, und die mehrsten auch eine Apotheke, die aber, weil es ihr an gehörigen Absatze fehlt, eben nicht sonderlich bestellt ist. Die allergewöhnlichsten Mittel trifft man hier allenfalls an, vorzüglich Abführungs- und hitzige schweistreibende Mittel, worauf der Landmann sehr viel hält, und eine Menge Salben und Pflaster. Der Apotheker ist gewöhnlich die erste Instanz bey dem Landmann, weil er ihm für die Vorschrift nicht besonders zu bezahlen braucht; und dies wäre nicht zu tadeln, wenn ein solcher Mann einige medicinische Kenntnisse besäße, oder bey seinen Verordnungen sich blos auf unschuldige Mittel einschränkte. Dies geschieht aber oft nicht, und daher rühren denn gar nicht selten manche traurige Folgen. Eben so ist es mit den Wundärzten auf dem Lande, die oft innere Kuren übernehmen, die weit über ihre Sphäre gehen. Demohnerachtet hat der Bauer zu ihnen ein unbegrenztes Vertrauen, weil sie sich mehr in seine Ideen hinein fügen, aus dem Urine prophezeihen, und einen großen Vorrath von guten und schlechten, vernünftigen und widersinnigen Hausmitteln wissen, wofür der gemeine Mann sehr eingenommen ist. Aderlassen ist gemeinlich das erste und vornehmste Mittel bey allen Krankheiten, und wenn das nicht hilft: so folgt ein purgier: oder schweistreibendes

Mittel. Kömmt der Kranke unter einer solchen oft widersinnigen Behandlung durch: – welches bey unsern kernfesten Bauern eben nichts seltenes ist – so hat ein solcher unwissender Medikaster sein ganzes Vertrauen gewonnen, und alles strömt zu diesem Wundermann. Daher hat ein solcher Mensch oft mehr Praxis, als der geschickteste Arzt. Nach unsern Medizinalgesetzen werden zwar dergleichen unbefugte Kuren scharf bestraft, aber man erfährt sie selten.

Unsre Dörfer enthalten im Durchschnitt gerechnet, ohngefähr 70 bis 80 Häuser, welche nach keiner gewissen Ordnung, sondern zerstreut unter einander gebaut sind. Die Kirchen sind alle ohne Ausnahme für die sich darinnen versammelnde große Menschenzahl viel zu eng, und die dabey befindlichen Kirchhöfe sehen einem Steinbruche ähnlich, weil die mehrsten Gräber mit einem Steine besetzt sind. Man findet in jedem Dorfe wenigstens einen, gewöhnlich aber zween Wundärzte und mehrere Hebammen. Diese letztern sind Bauerweiber, die von dem Landphysiko vorher unterrichtet, und nachher vor dem Provinzialkollegio Medico zu Minden examinirt und approbirt werden. Daß diese Geschöpfe selten natürlichen Beruf zu einem solchen Geschäfte haben, kann man leicht denken, wenn man nur einen Blick auf ihren derben Körper und starken Knochenbau wirft.

Sehr häufig nistet bey uns auf dem Lande eine Brut von Ungeheuern, wovon ich noch ein Wörtchen sagen muß. Dies sind die sogenannten Teufelsbänner oder Quaksalber, die wie die Pest im Finstern schleichen, und das Land verwüsten. Man findet zwar diese Art von Mördern allenthalben, und selbst auch in den Städten genug; aber nirgends kan die Anhänglichkeit der gemeinen und oft selbst vornehmen Leute an dieselbe so groß seyn, als bey uns. Gewöhnlich sind dies Menschen von der niedrigsten Extraktion, die entweder von ihren Eltern und Ureltern einige elende Rezepte, und die Kunst, dumme gutmüthige Menschen zu betrügen, erbt, oder dieselbe aus alten Büchern erlernten; oder es sind verdorbene Bartscheerer, Olitätenkrämer, Pferdeärzte und Scharfrichter. Diesen Creaturen trauet der Bauer eine übernatürliche Wissenschaft zu, und hält jede Krankheit für unheilbar, die ein solcher Mensch nicht heilen kann. Die Ursachen, wodurch sich diese Leute ein so unbeschränktes Ansehen und Zutrauen unter dem gemeinen Manne erwerben, sind zum Theil auffallend, wenn man den allgemeinen Hang des Pöbels zum Uibernatürlichen bedenkt, welcher durch solche Betrüger auf alle Art genährt wird. Zum Theil liegen aber auch noch andre Ursachen zum Grunde. Die Arzneien, welche solche Quaksalber verordnen, sind fast immer drastisch. Dadurch bewirken sie nun freylich oft eine Heilung, die den sanftern Mitteln eines vorsichtigen Arztes lange widerstand; und eine einzige glückliche Kur von dieser Art befestigt das Ansehen des Charlatans auf immer. Wenn er dagegen hundert Unglückliche mordet, offenbar mordet: so schadet dies seinem Ruhme nichts. Er überredet die Angehörigen, und diese glauben es ihm gern, daß die Krankheit ganz unheilbar, daß der Teufel mit im Spiele, und des Kranken Ende vom Schicksal bestimmt gewesen sey.

Consbruch erzählt sodann einen konkreten Fall des Heilmittelschwindels, der hier nicht wiedergegeben werden soll, und fährt danach fort:

Dies eine Beyspiel mag hinreichen, die Greuel, welche diese Menschen verüben, ins Licht zu stellen; und es wäre in der That einer der angelegentlichsten Wünsche für die Menschheit, daß diese Verwüster des menschlichen Geschlechts mit allen Kräften verfolgt und ausgerottet würden. Die wenigsten davon sind öffentlich bekannt; aber einige haben sich einen ausgebreiteten Ruf erworben, und theilen von ihrem Dreyfusse bis in

ferne Gegenden Orakelsprüche und tödtliche Gifte aus. Wegen der strengen Untersuchung und Bestrafung, welche sie in unserem Lande zu fürchten haben, finden sie es selten für rathsam, ihren Thron auf preußischen Boden aufzuschlagen, sondern sie wählen sich lieber eines unsrer benachbarten Länder, wo man nachsichtiger mit ihnen ist, zum Wohnsitz.

Ausser den Landstädten und Dörfern haben wir noch sogenannte Bauerschaften; das heißt: grössere oder kleinere Gruppen von Bauerhäusern, die nach Art der Dörfer zwar neben einander stehen, aber keine eigne Kirche haben. Alle übrigen Landbewohner wohnen einzeln zerstreut, und bauen sich, wie schon Tacitus von den alten Teutschen sagt da an „**ut fons, ut nemus, ut campus placuit. Suam quisque domum spatio circumdat.**“ (Tacitus, Germania)

Hier wird es, wie ich glaube, schicklich seyn, die Einrichtung und Bauart der gewöhnlichen Bauerhäuser zu beschreiben. Ich rede hier aber nicht von den Häusern der begüterten Bauern oder Meyer; auch betrachte ich meinen Gegenstand hier nicht in politischer oder ökonomischer, sondern blos in medicinischer Rücksicht, denn ich weis es wohl, daß von ersterer Seite betrachtet, die Einrichtung des Bauerhauses viele Vorzüge und Bequemlichkeiten gewährt.

Vor dem Eingange des Hauses befindet sich ein großer Mistfall, über welchen man in den Haupteingang auf die große Flur oder Dehle des Hauses kömmt. Diese Dehle ist ein mit Steinen oder festgestampfter Thonerde gepflasterter großer Raum, auf dessen beyden Seiten die Ställe für Pferde, Kühe, Schweine und Gänse befindlich sind, woraus dann unaufhörlich ein Duft von stinkenden Ausdünstungen und Auswürfen hervorstiegt. Am Ende der Dehle liegt der Feuerheerd an der Erde ohne Schornstein, so daß der aufsteigende Rauch beständig im Hause herumziehen, und aus den Hausthüren seinen Ausweg ins Freye nehmen muß. Hinter dem Feuerheerde ist die Wohnstube, ein mittelmäßiges, oft aber sehr enges, niedriges Zimmer, welches zwar in vielen Häusern mit Dielen gepflastert, oft aber auch ganz unbedeckt, und mit bloßer Erde, oder auch zur Noth mit einigen Steinen versehen ist. Neben dieser Stube ist die sehr enge dumpflichte Schlafkammer, ohne Pflaster, ohne Fenster und Luftlöcher, und auf der andern Seite eine Vorrathskammer; denn Keller findet man bey den Bauerhäusern selten. Die zwote Etage des Hauses ist der Korn- und Heuboden, der oft sehr schlecht gedielt, und mit einer großen Oefnung (Lucke) versehen ist, wodurch das Korn und Heu heraufgezogen wird. Treppen findet man im ganzen Hause sehr selten; man steigt aller Orten mit Leitern hinauf. Wegen der sehr schlechten Dielung des Bodens, der oft sehr unsichern Leitern, und der Unvorsichtigkeit der Bauern entstehen häufige Unglücksfälle, und selten gehen Jahre vorüber, wo nicht einige Menschen todt fallen, oder wenigstens sehr gefährlich verletzt werden. Die meisten Häuser sind mit Stroh gedeckt. Ein solches Strohdach ist dick und fest, aber bey entstehender Feuersbrunst ist auch die Gefahr desto größer. }

Die Wohnung des reichern Bauern oder Meyers unterscheidet sich von dieser Beschreibung durch größere, reinlichere und bequemere Wohnzimmer und überhaupt durch mehrere Bequemlichkeit in aller Absicht. Im Ganzen genommen aber ist die Bauart und Anlage von jener nicht sehr verschieden. Er hat auch gewöhnlich um sein Haus einen großen Hofraum, der mit kleinen Häusern für seine Heuerlinge, mit Wagenremisen, Obstbäumen, Eichen, Buchen und Buschwerk besetzt ist, und in dessen Nach-

barschaft befinden sich auch seine Fischteiche, die oft ansehnlich groß sind. Ein solcher Meyer hat oft mehr Güter und Einkommen, als ein adlicher Gutsbesitzer. Demohn-erachtet lebt er mit seiner Familie ganz einfach und schlecht, wie jeder andre gemeine Bauer. Jetzt muß ich etwas von der Lebensart des Bauern überhaupt sagen. Im Winter, wo er ausser dem Hause eben keine Geschäfte hat, sondern sich in seiner Stube mit Spinnen und Weben beschäftigt, ist seine enge Stube von Menschen, Vieh und Hausrath voll gepfropft. Die ganze Hausgenossenschaft, und oft auch noch überdem die Nachbarn kommen in derselben zusammen. Die männlichen Personen dampfen unaufhörlich stinkenden Tabak, und oft leisten ihnen auch die Weiber Gesellschaft. Der Ofen ist bis zum Rothglühen eingehitzt. Gegen Abend wird eine Thranlampe angezündet, die unter der Decke des Zimmers hängt, und einen schwachen schauerlichen Schimmer nebst einem dicken stinkenden Rauche verbreitet; und mit alle diesen angenehmen Düften vermischt sich dann die leibliche Ausdünstung der vielen Menschen. – Man denke sich in ein solches Zimmer hinein, und man wird sich wundern, daß nicht alle lebendige Wesen darinnen ersticken. Kaum kann die schwarze Höle in Calecuta fürchterlicher seyn, als eine solche Spinnstube im Winter! — dazu kömmt noch, daß der arme Bauer bey sehr strenger Kälte seine Ziegen, Hühner und andres kleine Vieh nebst seinem Gemüsevorath mit in die Stube nimmt, um sie vor dem Erfrieren zu schützen. Ich mußte in dem Winter 1788 schrecklichen Andenkens einigemal in solche Pesthöhlen hineinkriechen, um darinnen befindliche Kranke zu besuchen; aber nicht möglich war mirs, eine kurze Zeit darinn auszudauren. Wenn ich einige Minuten verweilte: so überfiel mich eine unbeschreibliche Bangigkeit, die mich zu ersticken drohte, wenn ich nicht sogleich wiederum frische Luft schöpfte. Alles Warnen, alles Bitten eine Thüre oder ein Fenster zu öffnen half nichts; denn der Bauer glaubt, daß alle Krankheiten, nach alter wohlhergebrachter Sitte durch Hitze und Schweis geheilt werden müßten.

Im Frühling und Sommer ist der Ackerbau die Hauptbeschäftigung des Landmanns, diejenigen ausgenommen, welche ihr Brod mit Weben verdienen, die sich aber nur auf einige Distrikte einschränken. Alsdenn findet man den Bauer mit seinen Söhnen und Knechten gewöhnlich auf dem Felde, indessen sein Weib, seine Töchter und Mägde das Hauswesen und das Vieh besorgen. Im Frühjahre, sobald der Boden etwas abgetrocknet ist, fängt der Bauer an zu pflügen. Dies geschieht bey uns aller Orten mit Pferden, und nicht, wie es anderwärts üblich ist, mit Hornvieh. Nach dem Pflügen wird das Land geeget und besäet; und so bestellt der Bauer seine Früh- und Spätsaat, bis die Erndte heranrückt, welche gewöhnlich bey uns im Monat August eintritt. Dann gehen die Schnitter mit Weib und Kind zu Felde, und mähen mit Sensen das Korn ab, welches die Frauenzimmer alsdenn in große Bündel binden, und in Haufen aufstellen. Bey allen diesen Arbeiten ist der Bauer unermüdet, und läßt sich durch keine Witterung abhalten. Im Sommer bey der Erndte legt er sich des Mittags mitten aufs Feld oder hinter einer Hecke schlafen. Sein Essen besteht in dieser Jahreszeit aus kalter, saurer oder gekäseter Milch, die er von Schweise tiefend hinunter schlingt, und einem derben Stück Pumpernickel mit Butter oder Speck. – Im Herbste wird das Korn gedroschen und gereinigt; und dies geschieht auf der großen Flur des Hauses, welche dazu völlig eingerichtet ist.

Um diesen kurzen Abriß der Lebensart unsrer Lansleute vollständiger zu machen, und den Leser in den Stand zu setzen, die daraus herfließenden Folgen für seine Gesundheit beurtheilen zu können: so muß ich hier noch etwas über seine Nahrungsmittel und deren Bereitungsart, und dann eine nähere Beschreibung einiger seiner Hauptbeschäftigungen, die vielleicht nicht Jeder so genau kennt, anführen.

Die Hauptnahrungsmittel des Landmanns bestehen aus Mehlspeisen, Mehlsuppen, Mehlbreyen, Eyerkuchen, Pumpernickel, Kartoffeln, Rüben, Möhren, großen Bohnen, Erbsen und Kohl. Sein Frühstück des Morgens besteht Jahr aus Jahr ein in einer Mehlsuppe, oder Buchweizengrütze mit Milch gekocht, und dieses Frühstück nennt er das **Imbt**. Im Sommer genießt er fast nichts, als saure und gekäsete Milch nebst Butterbrod und Speck. Die Gemüsearten werden nicht eher auf den Tisch gebracht, als bis sie ihre ganze völlige Reife erlangt haben; und dann wird fast alles mit Speck gekocht, und wenn es die Umstände erlauben, so fett, wie möglich; denn dies ist für ihn die größte Delikatesse. Frisches Fleisch genießt er fast gar nicht, ausser bey gewissen Feyerlichkeiten, Hochzeiten, Kindtaufen u. dgl.

Sein Getränk ist Wasser – wobey es ihm eben nicht drauf ankömmt, ob es rein oder trübe, Quell- oder Flurwasser ist. Auch trinken einige ein schwaches Halbbier, welches aber kaum den Namen des Biers verdient. Ausserdem liebt der Bauer aber auch den Brandwein sehr, welchen selbst Kinder von 7 – 8 Jahren schon trinken. – Seit einigen Jahren ist das Kaffeetrinken unter den Landleuten ausserordentlich eingerissen, und sie schlürfen ihn oft den ganzen Tag hindurch, statt aller übrigen Speisen, mit etwas Brod. Ein solcher Bauernkaffee ist aber nichts anders, als ein kaum gefärbtes kraft- und geschmackloses, elendes Getränke.

Unser Pumpernickel wird auf folgende Art bereitet. Geschrotetes Rockenmehl wird mit siedend heissem Wasser vermengt; und diese Mischung bleibt 24 Stunden lang ruhig stehen, damit sie in eine schwache saure Gährung geräth. Nach dieser Zeit wird sie geknetet; und je länger dies geschieht, desto feiner und schöner fällt nachher das Brod aus. Wenn nun alles gut durchgearbeitet ist: so wird die Teigmasse in große würfelförmige, länglichte Brode, die oft 30 und mehrere Pfunde schwer sind, gebildet, und in den Backofen geschoben, worein dieselben, wie in einer papinianischen Maschine verschlossen bleiben, bis sie ausgebacken sind. Dies Brod ist freylich von sehr verschiedner Güte und Feinheit, welches von der Beschaffenheit des Rockens, von der Güte des Mehls, und der Bearbeitung abhängt. Der Bauer nimmt gewöhnlich ein grobes, mit Kleyen vermischtes Mehl, und für manche, selbst feinere Zungen, hat ein solches grobes Brod Vorzüge vor dem feinern, welches der Städter bäckt. Das Brod hat einen säuerlichen, herzhaften Geschmack, und ist sehr nahrhaft; nur erfordert es freylich einen guten Magen. Die Gewohnheit thut indessen auch viel; denn ich kenne viele schwächliche Leute, die kein feines Waizenbrod, wohl aber Pumpernickel vertragen können. Ausserhalb Westphalen wird dies Brod als eine Delikatesse zum Nachtsche aufgesetzt. Herr von Voltaire, der überhaupt – wahrscheinlich aus der Ursache, weil ihn bey seiner Durchreise durch Westphalen das Landvolk für den Affen des Königs hielt – ein geschwornener Feind unsers Landes war, urtheilt von unserm Pumpernickel, er sey: **une certaine piece dure, noire et gluante, composée a ce qu'on dit d'une espece de seigle etc.** –

Herr Unzer sagt: „der Pumpernickel ist gut für diejenigen, welche wissen wollen, wo ihr Magen liegt,“ – aber nie würde sich dieser vortrefliche Arzt wundern, wenn er sähe, welche grosse Portion von diesem Brode ein ächter westphälischer Magen verträgt, ohne seine Existenz mit Misbehagen zu fühlen.

Aber das sind auch **dura messorum ilia** (die harten Eingeweise der Mäher (Horaz), die man in andern Gegenden vergeblich sucht. In der That, man muß oft Erstaunen über die Quantität, die ein kernfester Bauer verschlingen kann. Vor kurzem hatte ein junger Bauerkerl in einer Mahlzeit die Eingeweide von zwey Kälbern gefressen, wovon er den folgenden Tag krank wurde, und wahrscheinlich an einer Zerberstung des Magens plötz-

lich starb. Man kann leicht denken; daß geringe, oder mäßige Dosen von Arzneyen in solchen Körpern wenig wirken. Drey bis vier Gran Brechwasser bewirken nur selten bey ihnen Erbrechen. Ohne drastische Mittel richtet man selten etwas aus. – Der Sinn des Geschmacks, den die Natur für alle Thiere zu einer wichtigen Quelle des Vergnügens bestimmte; dieser Sinn, der für manchem ein Idol ist, dem er unaufhörlich opfert, und dessen Befriedigung seine ganze irdische Glückseligkeit ausmacht – dieser Sinn scheint für unserm Bauer ein ganz überflüssiges Ding zu seyn. Er ist zufrieden, wenn er nur fühlt, daß sein Magen voll ist. Daher ist seine Kochkunst sehr einfach, und wenn er von einem Gemüse nicht genug hat: so mischt er mehrere durch einander, um nur den Topf zu füllen.

Von dieser kleinen Digreßion komme ich jetzt wieder zu meinem eigentlichen Zwecke, nämlich zu der Beschreibung einiger Arbeiten des Landmanns, zurück. Vorzüglich gehören hierher das Spinnen und Weben. Der Mechanismus von beyden ist zwar bekannt genug; aber ich muß dabey doch auf einige Umstände aufmerksam machen, die auf die Gesundheit der Arbeiter gewiß keinen gleichgültigen Einfluß haben. Beyde Arbeiten geschehen im Winter in den kleinen, niedrigen, von Menschen vollgepfropften, mit allerley stinkenden Dämpfen und Ausdünstungen angefüllten, und bis zum Ersticken geheizten Stuben. Die Spinner sitzen den ganzen Tag durch, fast unverrückt in derselben Stellung an den Spinnrädern, und bewegen nichts, als den Fuß, womit sie das Rad treten, und die Arme zum Ausziehen der Fäden. Die Weber haben zwar bey ihrer Arbeit mehr Bewegung, leiden doch aber von dem Krumsitzen, dem Anstemmen der Brust an den Brustbaum des Weberstuhls, und der Erschütterung vom Zuschlagen der sogenannten Lade. Ausserdem aber muß die dichte Leinwand, wenn sie recht fest und gut ausfallen soll, an feuchten Orten gewebt werden, damit der Faden nicht zu trocken wird, und oft abreißt. Zu diesen Endzweck lassen die Weber ihre Stuben nicht mit Dielen, sondern mit Thon belegen, der immer feucht bleibt. Unter andern nothwendigen daher rührenden Folgen will ich nur jetzt die dickgeschwollenen ödematösen Füße anführen, womit fast alle, vorzüglich Frauenzimmer, die in solchen Stuben arbeiten, behaftet sind.

Die Kinderzucht ist auf dem Lande ganz der Natur überlassen. Gewöhnlich stillt die Mutter ihr Kind, so lange sie kann, und es die Umstände erlauben, und sie gewöhnt es zwischen durch auch an Mehlbrei, womit sie den Bauch des armen Geschöpfes weidlich anfüllt, und sich freut, wenn der Leib recht dick und rund wird. Fängt das Kind an zu kriechen: so wird es sich selbst überlassen; und wenn es nun einige Jahre erreicht hat: so muß es spinnen lernen und auch die übrigen häuslichen Geschäfte nach Maasgabe seiner Kräfte, mit verrichten. Mit dem achten Jahre und wohl noch früher, schaft sich der Junge eine Tabakpfeife an, und dampft mit innigem Wohlbehagen, trotz dem ausgelerntesten Tabakbruder. Hat er keinen Tabak: so stopft er trocknes Laub in die Pfeife.

Zur Schule gehen die Kinder nur, wenn es die Hausgeschäfte zulassen. Oft wohnen sie eine und mehrere Stunden weit von ihrem Schulmeister entfernt, und müssen diesen Weg täglich einigemal bey allen Witterungen machen. Sobald es aber möglich ist, dringen die Eltern auf die Confirmation der Kinder, um sie alsdenn nicht weiter in die Schule schicken zu dürfen. So wachsen diese Menschen beynahe wie die Thiere heran, un bebaut und roh, so wie sie aus den Händen der gütigen Natur kamen. Bis dahin kannten sie keine Bedürfnisse, als Essen und Trinken und alle andre Triebe und Leiden schaften, die bey dem verzärtelten Städter oft schon so früh erwachen, liegen in einem glücklichen Schlummer, bis die Natur sie selbst aufweckt. Mädchen und Knaben gehen oft bis zu solchen Jahren, wo die städtische Schöne schon ans Heyrathen denkt, und der

junge Herr auf Eroberungen ausgeht, ganz unschuldsvoll beynahe nackt mit einander um, ohne daß beyden der Unterschied ihres Geschlechts einfällt. Aber dagegen erwachen dann endlich ihre Triebe auch desto feuriger; und dann denken auch beyde sogleich ans Heyrathen, und wenn sie diesen Wunsch nicht befriedigen können: so verfallen sie leicht auf allerley grobe widernatürliche Laster, um ihre stürmischen Triebe zu sättigen. Daher sind Hurerey und Selbstbefleckung ganz gewöhnliche Laster unter den Bauern.

Im Ganzen genommen sind schwere Geburten unter unserm Landvolke eben so sehr häufig nicht, wie in andern Gegenden, und es würden derselben gewiß noch weit weniger seyn, wenn die schwangere Mutter während ihrer Schwangerschaft nicht so ausserordentlich sorglos und unvorsichtig wäre. Die Erziehung und Kleidung unsrer Bäuerinnen ist von der Art, daß ihre Körper dadurch gewiß nicht verzärtelt und verletzt werden. Die jungen Mädchen tragen von Jugend auf einen leichten Mieder, und kennen den Panzer nicht, womit die städtischen Puppen zusammen geschnürt werden, um ihnen eine schöne Taille zu erkünsteln. Schön und wahr sagt Zimmermann, „die heutige Auferziehung zielt bey den Mädchen hauptsächlich auf die Gestaltung des Busens. Der untere Theil des Leibes wird durch die Schnürbrüste gepreßt, damit der obere desto freyer sey, und sich das Blut am meisten dahin ziehe, damit das Fett sich desto bequemer ergieße, und sich alles zu dieser Wollust athmenden Wölbung verbinde. Alle Gattungen von Krankheiten des Magens, das gänzliche und anhaltende Zurückbleiben der monatlichen Reinigung mit allen seinen schädlichen Folgen, ein aufgedunsenes Wesen im Angesicht, Rothläufe, alle Reihen von Mutterbeschwerden, Ohnmachten und Melancholie, schwere Geburten und auch zuweilen Schlagflüsse sind die Folgen dieser unvernünftigen Pressung“. Unsre Bauerdirnen wissen im Ganzen genommen, von allen diesen Uibeln nichts. Sie sind mittelmäßig groß, kernigt und gedrunge, braun von Haar und Farbe, und auf ihren vollen Wangen glüht der Purpur der Gesundheit. Ihr blauen Augen strahlen von einem reinen Feuer, obgleich dies eben nicht häufig in ihren Handlungen und Temperamente zu bemerken ist. Im Ganzen genommen halten sie zwischen Ernst und Lustigkeit gewöhnlich die Mittelstrase, und neigen eher zu jenem als zu dieser. Ihr Busen blüht schon früh im 13. oder 14. Jahre auf, und weil er sich ganz frey entwickeln kann: so quillt er ziemlich stark hervor. Mit keinem Theile des Körpers sind sie freygebiger wie mit diesem. Sie tragen ihn gewöhnlich entweder ganz blos, oder mit einem kleinen Streifen des Hemdes bedeckt, zur Schau, und erlauben dem lüsternen Knechte ohne Umstände nach Gefallen dahin zu greifen. Weil sie von Jugend auf zur Entblößung des Busens gewöhnt werden: so entstehen daher auch bey ihnen selten die üblen Folgen, welche man unter den vornehmen Frauenzimmern häufig bemerkt, wenn sie nur bey gewissen Veranlassungen ihren Busen zeigen. Die untern Theile verwahren die Bauernmädchen aber desto sorgfältiger. Vier bis sechs dicke Röcke tragen sie gewöhnlich, und in diesem Stücke sorgen sie gewiß besser für ihre Gesundheit, als die städtischen Schönen, die in leichten seidnen Röckchen, welche noch durch Reifröcke, Pariser Hintern und Poschen ausgespannt werden, durch Wind und Wetter gehen, und sich dadurch oft allerley Fehler ihrer Geburtstheile und der monatlichen Reinigung zuziehen. Viele Bauernmädchen und Weiber tragen auch im Winter leinene Hosen, und dieses sollte billig jedes Frauenzimmer, dem an der Erhaltung seiner Gesundheit gelegen ist, nachahmen. Mich deucht, daß man bis ietzt noch zu wenig Aufmerksamkeit auf diesen für die Gesundheit des weiblichen Geschlechts so wichtigen Gegenstand verwandt hat.

Über den Charakter und die Sitten des Ravensberger Bauern kann ich nichts schönere und richtigeres sagen, als es mein Freund, unser vortrefflicher Herr Prediger

Schwager in Jöllenbeck, gethan hat und deshalb sey es mir erlaubt, das zu meinem Zwecke gehörige aus seiner Charakteristik auszuziehen.”

– Da Consbruch im folgenden nur die uns schon bekannten Ausführungen Schwagers wiederholt, sollen diese nicht nochmals nachgedruckt werden, wohl aber Consbruchs eigene Ausführungen, durch die er Schwagers Angaben über den Aberglauben in Ravensberg durch einiges ergänzt, „welches näher zu meinem Plan gehört, nämlich für den Arzt bedeutsam ist: Viele von den abergläubischen Gebräuchen und Meinungen, die unter unserm gemeinen Manne im Schwange gehen, stehen in Herrn M. Weddigens Westphäl. Magazin, 3r Bd. 12s St. angezeigt. Einiges, welches näher zu meinem Plane gehört, will ich daraus anführen.

Wenn der Bauer krank ist: so läßt er sich von einem alten Weibe segnen und böten. Dies geschieht ohngefähr so: Die alte Nixe streicht das kranke Glied des Patienten, haucht es kreuzweis an, misbraucht dabey den Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; nächst dem bindet man um dasselbe etwas Salz und Roggenmehl, und spricht dabey eine Formel, worinn dem Uibel der Abzug angekündigt wird.

Wenn die Kinder bey aller guten Wartung und Pflege nicht zunehmen wollen: so glauben viele Landleute, das gehe, wie sie reden, nicht mit natürlichen Dingen zu, und es sey besonders gut, wenn man einen Pater über das Kind beten und den Segen sprechen lasse.

Nach der Meinung des Landmanns ist es für Menschen und Vieh, so man zum erstenmale sieht, sehr schädlich, wenn man es sehr lobt, ohne die Eloge mit der Formel: **dat die God seegne!** oder **God seegne!** anzufangen. Wird der Mensch oder das Vieh krank, das von Jemanden, der es zum erstenmale sah, gelobt wurde, ohne daß er dabey genannte Formel brauchte: so spricht man, es sey verrufen, und nimmt dabey seine Zuflucht zum Segnen und Böten. – Auch behauptet der Landmann, viele Menschen hätten einen so schädlichen Blick, (leige Augen) daß sie durchs bloße Ansehen, oft ohne ihr Wissen, Menschen und Vieh in Lebensgefahr brächten. Dies nennen sie Versehen. – Ferner ist es bey ihm eine ausgemachte Sache, daß es Menschen giebt, die durch Herurmeln einer gewissen Formel (durchs Besprechen) im Stande sind, ein Pferd im Laufe aufzuhalten; einem wachsamem Haushunde Schweigen zu gebieten; dem Umsichgreifen des Feuers zu wehren; das Blut zu stillen; und Menschen zum Stillstande zu bringen.

Wenn eine Frau ein neugebornes Kind zur Taufe nach der Kirche bringt: so darf sie nicht stehen bleiben und ihren Urin lassen, weil sonst das Kind beständig ins Bette pissen würde.

Wenn eine Frau ein neugebornes Kind zur Taufe trägt: so darf sie nichts essen, weil sonst das Kind unersättlich wird. Ist aber dies Versehen einmal begangen: so muß das Kind mit dem Kopfe in Brodschrank gesteckt werden; dadurch wird der Fehler gehoben. – Eine Frau, die während ihrer Schwangerschaft unter dem Zügel eines Pferdes hergekrochen ist, hat eine unglückliche Entbindung zu erwarten.

(Aus Consbruchs Buch: Medizinische Ephemeriden nebst einer medizinischen Topographie der Grafschaft Ravensberg, Chemnitz 1793)
Abschluß – über Krankheiten in der Grafschaft – folgt demnächst.

Schriftleitung für Beiträge: Martin Asholt; die Besprechungen: Reinhard Vogelsang.

Druck: KÜRBISS DRUCK, Beckhausstraße 174, 4800 Bielefeld 1, Telefon 05 21/87 37 17.

Geschäftsstelle des Historischen Vereins: Rohrteichstr. 19, 4800 Bielefeld 1, Tel. 05 21/51 24 69.